

Problematisieren
und Sorgetragen.
Kulturanalytische
Konzepte von
Öffentlichkeit und
Arbeitsweisen des
Öffentlichmachens

Matthias Beitzl,
Christian Elster,
Alexa Färber und
Anna Weichselbraun (Hg.)

Band 30

**Problematisieren und Sorgetragen.
Kulturanalytische Konzepte von Öffentlichkeit
und Arbeitsweisen des Öffentlichmachens**

**Matthias Beitzl, Christian Elster, Alexa Färber
und Anna Weichselbraun (Hg.)**

Umschlaggestaltung und Satz: Lisa Ifsits, Wien
Lektorat: Nikola Langreiter, Lustenau
Druck: Donau Forum Druck GmbH, Wien

Abb. wenn nicht gesondert ausgewiesen:
© Volkskundemuseum Wien

Mit finanzieller Unterstützung vom:
Österreichische Gesellschaft für Empirische
Kulturwissenschaften und Volkskunde
Volkskundemuseum Wien
Verein für Volkskunde e. V., Wien
Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien
Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät, Universität Wien

OEGEKW
Österreichische Gesellschaft für
Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde



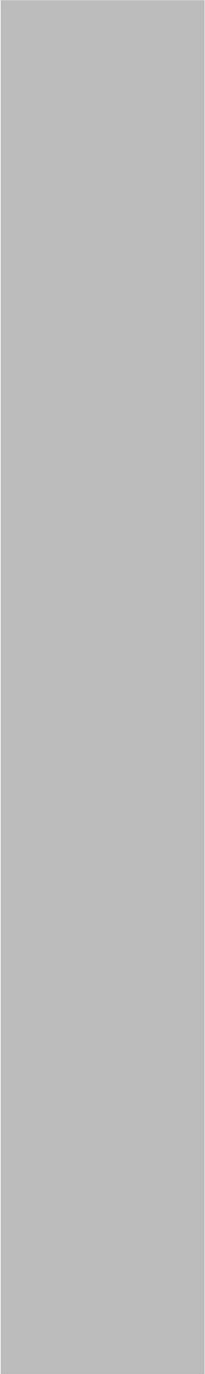
**VEREIN
FÜR
VOLKS
KUNDE**



ISBN 978-3-900358-36-5

Alle Rechte vorbehalten

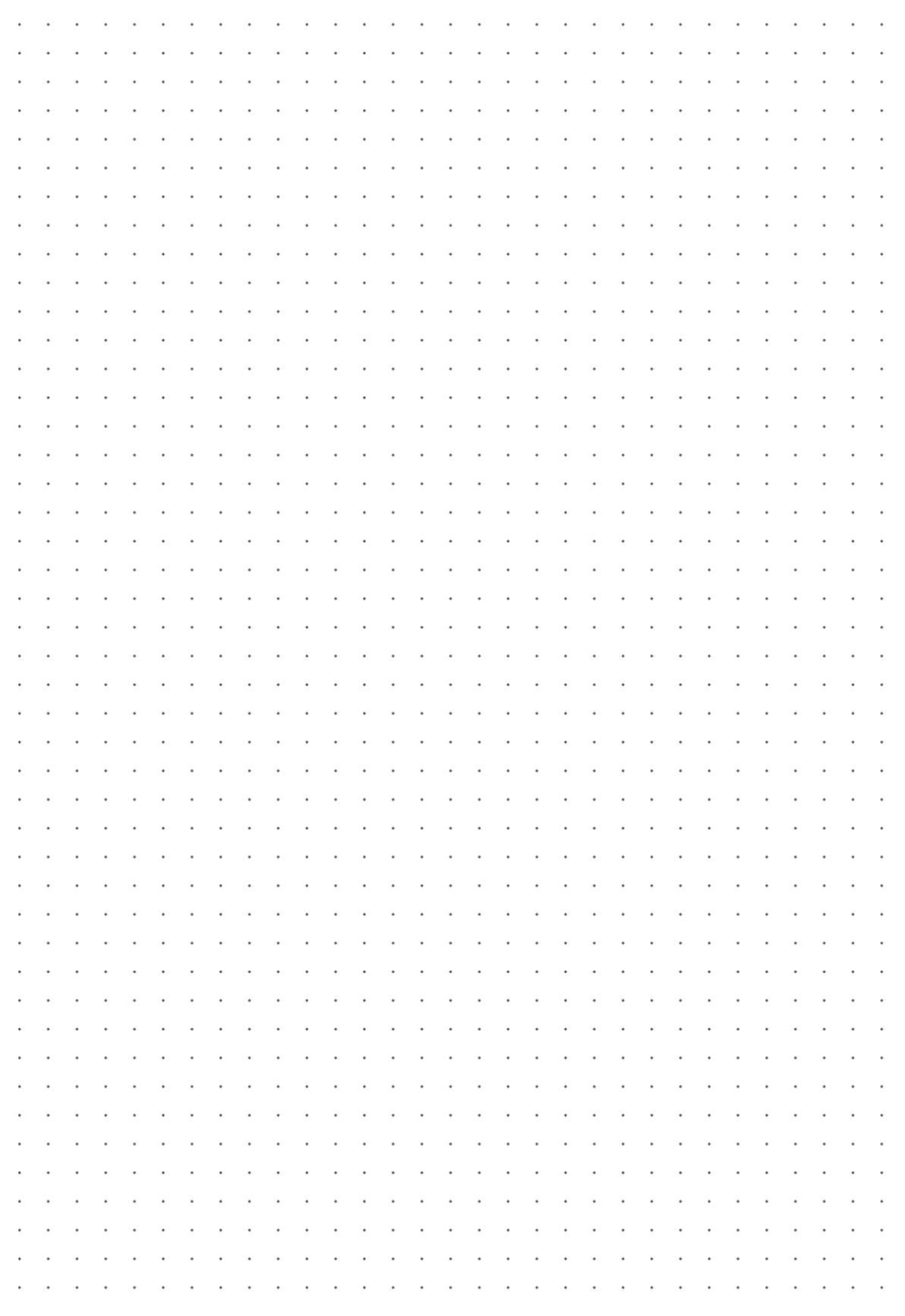
Wien 2023
Buchreihe der Österreichischen
Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 30



Problematisieren
und Sorgetragen.
Kulturanalytische
Konzepte von
Öffentlichkeit und
Arbeitsweisen des
Öffentlichmachens

Wien 2023

Selbstverlag des Vereins für Volkskunde



Inhalt

- 7 Anna Weichselbraun, Alexa Färber,
Christian Elster, Matthias Beitzl
**Problematisieren und Sorge tragen:
Kulturanalytische Konzepte von Öffentlichkeit
und Arbeitsweisen des Öffentlichmachens**

Auftaktstatements

- 19 Klaus Schönberger
Anwenden – Einwenden – Eingreifen
- 27 Barbara Thériault
**Kurzes Plädoyer für das soziologische Feuilleton
im Sinne Siegfried Kracauers**
- 31 Matthias Beitzl
Momentum, Möglichkeitsraum und Haltung

Panelbeiträge

- 39 Martina Röthl
**Gleitende Übergänge, unfertige Antworten,
alternative Hegemonien: Strategien und Praktiken
des Öffentlichmachens als Forschungsgegenstand**
- 55 Roland Wolfgang Peball
**„Doing HCB“. Dimensionen des öffentlichen
Hexachlorbenzol-Diskurses in Kärnten**
- 69 Gerhard Schönhofer
**Flucht und Migration öffentlich thematisieren – Gedanken
zur Zweckgerichtetheit öffentlicher Sichtbarkeiten**

- 83 Magdalena Puchberger, Katrin Prankl, Nina Szogs
**SojaKomplex – Soja und Öffentlichkeit
im Volkskundemuseum Wien**
- 95 Andrea Berger
**Sorgetragen für ein schwieriges Erbe:
Provenienzforschung und Restitution öffentlich machen**
- 109 Claudia Peschel-Wacha, Katharina Richter-Kovarik
**Werte konstruieren – Werte hinterfragen
Kulturvermittlung am Volkskundemuseum Wien
im Wandel**

Round Tables

- 129 Barbara Frischling, Nina Aichberger, Sarah Bergbauer
**Öffentlich machen als studentisches Anliegen
und Perspektiven für Berufsfelder**
- 139 Anna Weichselbraun, Sabine Imeri, Kerstin Klenke,
Marcel LaFlamme
**Daten und Wissen öffentlich machen/Making Data
and Knowledge Public**
- 145 Alexandra Schwell, Amalia Barboza, Franziska Becker,
Klaus Schönberger
**Angewandte Kulturanalyse: Herausforderungen
und Fallstricke**
- 161 Birgit Jöhler, Matthias Beitzl, Katrin Ecker
und Thekla Weissengruber, Karl C. Berger
Öffentliches Hearing: Museen in Gesellschaft
- 171 Autor*innenverzeichnis

Problematisieren und Sorge tragen: Kulturanalytische Konzepte von Öffentlichkeit und Arbeitsweisen des Öffentlichmachens

Kulturwissenschaftler:innen gestalten Gesellschaft. Aber wie greifen sie in Debatten und Praxisfelder ein? Welche Verantwortung kommt ihnen zu, für öffentliche Anliegen Sorge zu tragen? Mit diesen Fragen, die sich in Zeiten politischer und ökologischer Krisen besonders drängend stellen, hat sich die Tagung *Problematisieren und Sorge tragen: Kulturanalytische Konzepte von Öffentlichkeit und Arbeitsweisen des Öffentlichmachens* beschäftigt.¹

Was bedeutet Öffentlichkeit in den verschiedenen Alltagskontexten und welche praktischen Konsequenzen für Arbeitsweisen des Öffentlichmachens sind damit verknüpft? Öffentlichkeit – als soziale und ökonomische Konfiguration, als materialisierter Ort und ideeller Raum der Auseinandersetzung – ist eines der umkämpften Konzepte moderner Gesellschaften. Insbesondere in Zeiten multipler Krisen wird Öffentlichkeit zum Anliegen, das problematisiert, in Frage gestellt oder verteidigt wird. Gesellschaftliche Polarisierung, ob sozial, ökonomisch, kulturell oder politisch, ist Auslöser und Ausdruck dieser Destabilisierung von Öffentlichkeiten und Praktiken des Öffentlichmachens. In diesem Sinne wird für Öffentlichkeiten auch (mit vielfältigen Motivationen und Ansprüchen) Sorge getragen, sei

1 Die inhaltliche Ausrichtung der Tagung knüpfte direkt an das von Laila Huber und Michael Greger früher entworfene Thema *Übergänge zwischen forschen, reflektieren, vermitteln* an. An der Entwicklung des Call for Papers und der Tagungskonzeption wirkten zudem Cornelia Dlabaja, Manuel Liebig und Klara Löffler mit, denen wir an dieser Stelle danken wollen.

es aus individuellem Verantwortungsgefühl heraus, im institutionellen oder im politischen Auftrag.

Um Öffentlichkeiten zu problematisieren und für sie Sorge zu tragen, bedarf es Menschen, die die Beziehungen von Inhalten, Orten und Medien gestalten. Die Gestaltungskompetenzen liegen dabei nicht allein bei professionellen Expert:innen, die Anliegen erkennen, Versammlungen organisieren und darüber kommunizieren; die Kompetenz des Öffentlichmachens ist vielfältig und verteilt. Sie findet sich bei hochgradig global und digital vernetzten Akteur:innen ebenso wie beim Ortsverein, dessen Stammtisch seit Jahrzehnten im selben Lokal und zum gleichen Termin stattfindet.

Die vielfältigen Arbeitsfelder und Organisationsformen der Europäischen Ethnologie, Empirischen Kulturwissenschaft, Kulturanthropologie, Kulturanalyse und Volkskunde (im Folgenden unter EKW zusammengefasst) sind heute wie schon in der Vergangenheit darauf angelegt, Wissen zu erarbeiten, zu vermitteln, öffentlich zu kommunizieren und dadurch Öffentlichkeiten um spezifische Institutionen herum zu schaffen: von Museen über Vereine bis hin zu den Universitäten.

In Zeiten der Krise von Öffentlichkeiten ergibt sich daraus eine dezidierte Zuständigkeit für das Nachdenken über diverse Formen, Diskurse, Aushandlungen und Materialisierungen von Öffentlichkeiten wie auch des Öffentlichmachens. Es stellen sich Fragen nach der spezifischen Rolle der EKW in Prozessen der Aushandlung von Öffentlichkeiten: Welchen Anteil an einer demokratischen Gestaltung des Öffentlichmachens können das Fach, seine Institutionen und seine vielfältigen Arbeitsformen und Arbeitszusammenhänge, wie Freiberuflichkeit, Angestelltenverhältnisse oder Ehrenamt, in Momenten gesellschaftlicher Polarisierung haben?

Unter den Schlagwörtern *Eingreifen*, *Einwenden*, *Anwenden* stehen in diesem Band Fragen nach der Spezifik von Medienformaten, den Potenzialen kollaborativer Forschungsverfahren und den Herausforderungen gegenwärtiger Museumsarbeit im Zentrum.

Tagungsöffentlichkeit unter den Bedingungen der Covid-19-Pandemie

All diese genannten Problemstellungen waren zu Beginn des zweiten Pandemiejahrs, 2021, auf neue Weise virulent geworden. Nachdem die Tagung *Problematisieren und Sorgetragen* ursprünglich 2020 hätte stattfinden sollen, sahen wir uns zuerst um eine Verschiebung um ein Jahr gezwungen und haben uns schließlich aufgrund der pandemischen Lage für die Umsetzung der Veranstaltung mit digitalen Medien entschieden. Die Gestaltung einer Tagungsöffentlichkeit war sozusagen auch zur virtuellen Herausforderung geworden und die von der Tagung aufgeworfenen Fragestellungen prägten unmittelbar die Arbeit der Konferenzorganisation. Ausgerichtet von der heutigen Österreichischen Gesellschaft für Kulturwissenschaften und Volkskunde (OeGeKw – vormals Fachverband für Volkskunde) in Kooperation mit dem Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien und dem Volkskundemuseum Wien, versammelte sich das Tagungsteam im Mai 2021 am Standort des Museums in der Laudongasse und führte von dort aus die Online-Tagung durch.

Vor allem die für das Rahmenprogramm entwickelten Formate mussten entsprechend umkonzipiert werden. So galt es, den Beitrag *Making Climate Public* aus dem Forschungsprojekt *Realfiction Klimarechnungshof*, der u. a. als „diplomatisches Kamingespräch“ im Blauen Salon des Volkskundemuseums hätte stattfinden sollen, in ein digitales Gesprächsformat zu übertragen. Auch die Gestaltungsaufgabe der Studierenden des Wiener Instituts für Europäische Ethnologie, in der Lehrveranstaltung *Kulturwissenschaftliche Werkstatt* ein Rahmenprogramm für die Tagung zu konzipieren, hat sich aufgrund der Covid-19-Bestimmungen mehrfach verändert. Die von einer Gruppe Studierender geplanten Programmpunkte mussten von der Gruppe des nächsten Jahrgangs durch ein digitales Vorprogramm ersetzt werden. Die filmisch vorproduzierten Projekte *EnChor*, *Pas-sagen* und *Parallele Öffentlichkeiten* waren bereits im Vorfeld der Tagung auf der Website des Volkskundemuseum Wien zu finden.

Ungeachtet der technischen Herausforderungen hat die Entscheidung, die Tagung digital durchzuführen, zu einer erfreulich internationalen Teilnahme geführt – eine Erfahrung, die seit der enormen pandemiebedingten Verbreitung von

Video-Kommunikationstechnologien im Zuge vieler Veranstaltungen gemacht wurde.

Die Inhalte der Tagung, vom Abstract bis zum Vortrag oder Diskussionsbeitrag, wurden über ein Jahr lang auf Standby gehalten. *Standby* ist hier nicht nur als Alltagsbegriff gemeint: Annika Kühn, Laura Kemmer, Vanessa Weber und Birke Otto schlagen diesen Begriff als analytisches Konzept vor.² Ein kulturanalytisches Konzept von Bedingungen und Modalitäten des Standby macht die Verbindung zu gegenwärtigen Ressourcen, Erwartungen und deshalb auch Zukunftsvorstellungen untersuchbar. Für die Frage nach Arbeitsweisen des Öffentlichmachens und nach den daraus hervorgehenden Konzepten von Öffentlichkeit eröffnet Standby eine Sensibilität für die sozio-materiellen Dimensionen von Öffentlichkeit. Denn jeder Inhalt will sorgfältig bearbeitet sein, bevor er auf eine möglichst adäquate Weise veröffentlicht wird; damit die Veröffentlichung eine Öffentlichkeit findet, muss Letztere bestenfalls bekannt, oder aber imaginiert sein, um sie mit der Veröffentlichung zu initiieren. Von der gänzlichen Neuerfindung einer Öffentlichkeit abgesehen, stehen Öffentlichkeiten so gesehen stets im Standby-Modus und werden im Moment der Veröffentlichung eines sie betreffenden Anliegens realisiert. Die dafür notwendigen Praktiken haben wir mit den Begriffen Problematisieren und Sorgetragen umrissen.

Öffentlichkeit problematisieren

Öffentlichkeiten als alltagskulturelle Anliegen und Modi entstehen nicht allein in den dafür vorgesehenen Institutionen, wie etwa Parlamenten, oder nur an bestimmten Orten, etwa Plätzen oder Kaffeehäusern, und in besonderen sozialen Konstellationen, wie Demonstrationen; auch ist die Artikulation von Öffentlichkeiten nicht auf spezifische Medien, wie Zeitungen usw., beschränkt. Vielmehr entstehen Öffentlichkeiten aus der Verbindung dieser Elemente und in der Vermittlung von Wissensproduktion. Dies gilt auch für

2 Laura Kemmer, Annika Kühn, Otto Birke, Vanessa Weber: Standby: Organizing Modes of Inactivity. In: *Ephemera. Theory & Politics in Organization* 1, 2021, S. 1–20.

die volkskundlichen (Fach-)Öffentlichkeiten, die in den Kontexten der Vereine, Museen und universitären Institute entstehen.

Der historische Anteil von Wissenspraktiken und wissenschaftlichem Wissen an der Gestaltung von Öffentlichkeit ist vielfach untersucht worden. So haben der Wissenschaftsforscher Bruno Latour und der Kurator/Künstler Peter Weibel vor 15 Jahren in der Ausstellung *Making Things Public* im Zentrum für Kunst und Medien (ZKM) Karlsruhe auf die diversen Praktiken hingewiesen, die zum einen Dinge *qua* *Öffentlichmachen* erst zu wissenschaftlichen Wissensobjekten gemacht haben und zum anderen auf diese Weise Öffentlichkeit unter dem Vorzeichen von Aufklärung und demokratischem Anliegen sowie der Entstehung einer bürgerlichen Gesellschaft erst hervorgebracht haben.³ *Verwissenschaftlichung* ist so gesehen aufs Engste mit Vergesellschaftung und dem Versammeln und Verhandeln von Öffentlichkeit verknüpft.

Aus dieser wissensanthropologischen Perspektive ergeben sich eine Reihe von Anknüpfungspunkten an die Rolle ethnografischen Wissens in allen Arbeitszusammenhängen der heutigen EKW und deren gesellschaftlichen Wirkungszusammenhänge⁴: Wie genau haben die Volkskunde und ihre Nachfolgedisziplinen im 19. und 20. Jahrhundert Öffentlichkeiten geprägt und gestaltet? Das zeigt der Beitrag von Martina Röthl am Beispiel der Etablierung feministischer Diskurse und Forschungsnetzwerke im Fach ab den 1980er Jahren. Welche Zuschreibungen von Zuständigkeiten für bestimmte Öffentlichkeiten haben dabei stattgefundenen? Welche Bedeutung kam hier der Problematisierung von Öffentlichkeit als *Idee* und von Öffentlichkeiten als *gelebte Alltagskulturen* zu – und welche Rolle sollte dies heute spielen?

3 Bruno Latour, Peter Weibel (Hg.): *Making Things Public: Atmospheres of Democracy*. Cambridge, MA 2005.

4 Siehe dazu einige Fachpublikationen aus den vergangenen Jahrzehnten: Konrad Köstlin, Herbert Nikitsch (Hg.): *Ethnografisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne* (=Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde, 18). Wien 1999; Ina Dietzsch, Wolfgang Kaschuba, Leonore Scholze-Irlitz (Hg.): *Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme* (=Alltag & Kultur, 12). Wien, Köln Weimar 2009; Michaela Fenske: *Kulturwissenschaftliches Wissen Goes Public. Einblicke in den Aktionsraum von Wissenschaft und Öffentlichkeit am Beispiel volkskundlicher Enzyklopädien*. In: *Historische Anthropologie* 19 (1), 2011, S. 112–122.

Welche Folgerungen lassen sich aus den Praktiken des Öffentlichmachens in den verschiedenen Berufsfeldern des Fachs in der Vergangenheit für dessen Zuständigkeit in der Gegenwart ziehen? Der Round Table Öffentlichmachen als studentisches Anliegen und Perspektiven für Berufsfelder bündelte Perspektiven des wissenschaftlichen Nachwuchses sowie engagierter Alumni auf Praktiken, Kompetenzen und Herausforderungen des Öffentlichmachens in der oft als turbulent wahrgenommen berufsbiografischen Situation am Ende des Studiums, im Übergang zum Berufsleben.

Welche Rolle kann die EKW heute spielen, um Öffentlichkeit als ein alltagskulturelles Anliegen zu vertreten? Der Round Table zur *angewandten Kulturanalyse* mit Vertreter:innen aus unterschiedlichen disziplinären und institutionellen Arbeitszusammenhängen hat die alltagskulturellen Bedingungen des Öffentlichmachens beleuchtet.

Welche (impliziten) Konzepte und Vorstellungen von Öffentlichkeit werden artikuliert, wenn Anforderungen und Möglichkeiten, ethnografisches Wissen zu vermitteln, von Museen, in der Kulturarbeit oder in der universitären Lehre und Forschung thematisiert und problematisiert werden? Dem ambivalenten Verhältnis zwischen immateriellem Kulturerbe und dessen Veröffentlichungen ging Helmut Groschwitz nach. Er untersuchte für seinen Beitrag, der in dieser Veröffentlichung leider fehlt, wie sich historisches Wissen und gegenwärtige Analysen dahingehend nutzen lassen, konstruktiv die aktuellen Prozesse um Prädikation und Formierung von kulturellen Ausdrucksformen als immaterielles Kulturerbe zu begleiten, zu kritisieren und weiterzuentwickeln.

Wie verändern interdisziplinäre und transkulturelle Kollaborationen (z. B. zwischen Kunst und EKW) Vorstellungen und Konzepte von Öffentlichkeiten? Gerhard Schönhofers Beitrag zu Film-Workshops mit geflüchteten Jugendlichen analysiert die Möglichkeiten und Grenzen der Selbstdarstellung von subalternen, marginalisierten Perspektiven in unterschiedlichen Media-Scapes.

Für Öffentlichkeiten Sorge tragen

Öffentlichkeiten zu einem Anliegen zu machen, heißt dafür Sorge zu tragen, dass sie nicht nur Teilnahme erlauben, sondern auch für Teilhabe

offen sind und bleiben. Wege zu finden, wie dies gelingen kann, kann als Anforderung, Verpflichtung oder aber als Möglichkeit verstanden werden, die unterschiedliche Wissenspraktiken vom Forschen, Reflektieren übers Vermitteln miteinander verbindet. Die Wissensforscherin Maria Puig de la Bellacasa hat mit dem Begriff „matters of care“ auf die notwendige Offenheit für die ungesicherten Dimensionen dieser sorgenden Praxis hingewiesen.⁵ Sorgetragen ist so gesehen eine ethisch begründete, feministische und in die Zukunft gerichtete Praxis, die unvorhergesehene Akteur:innen einzubeziehen weiß, um ein Anliegen als öffentliches Anliegen zu verwirklichen.⁶ Diese Aufmerksamkeit und Verantwortung für die Zukünfte demokratischer Öffentlichkeiten realisiert sich in forschenden, reflektierenden und vermittelnden Ansätzen. So findet ganz aktuell aufmerksames Sorgetragen, das unter dem Eindruck der weltumspannenden ökologischen Krise sowie der sozialen und ökonomischen Polarisierung steht, ein Echo in interdisziplinären Zusammenhängen und unterschiedlichen Publikationsformaten.⁷ Welche sorgetragenden Arbeitsweisen des Öffentlichmachens haben sich in den unterschiedlichen Berufsfeldern der EKW bewährt? Welche Konzepte des Problematisierens von Öffentlichkeit erlauben es uns, für die Zukunft von demokratischen Öffentlichkeiten Sorge zu tragen? Entlang der drei unterschiedlichen aber ineinandergreifenden Ansätze des Problematisierens – Eingreifen, Einwenden, Anwenden – diskutierten Philipp Felsch (Berlin), Barbara Thériault (Montreal), Klaus Schönberger (Klagenfurt) und Matthias Beitzl (Wien) zum Auftakt der Tagung. Wie grundsätzlich und nachhaltig das Eingreifen und Einwenden *mit* und das Anwenden *von* kulturwissenschaftlichem Wissen demokratische Öffentlichkeiten mitgestaltet, stand dabei zur Diskussion. Ein Auszug aus dieser Debatte ist als Auftaktstatements zum Einstieg in diesen Band abgedruckt.

- 5 Maria Puig de la Bellacasa: Matters of Care in Technoscience. Assembling Neglected Things. In: Social Studies of Science, 1 (1), 2011, S. 85–106, dies.: Matters of Care. Speculative Ethics in More than Human Worlds (=Posthumanities, 41). Minneapolis 2017.
- 6 Beate Binder, Christine Bischoff, Cordula Endter u. a. (Hg.): Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge. Ethnographische und geschlechtertheoretische Perspektiven. Opladen u. a. 2019.
- 7 Angelika Fitz, Elke Krasny: Critical Care. Architecture and Urbanism for a Broken Planet. Cambridge, MA 2019.

Welche Arbeitsformate und Wissensformen eignen sich für die Verwirklichung des Anliegens „Öffentlichkeit“? Im Round Table zu Daten und Wissen diskutierten die Teilnehmenden über Versuche der Öffnung und Veröffentlichung von kulturwissenschaftlichen Daten aus verschiedenen institutionellen Perspektiven. Wenngleich kritisch die technisch-politischen Anforderungen hinterfragend, barg das Gespräch die Möglichkeiten der Entfaltung und Konzeption von Veröffentlichungsstrategien, z.B. in eigenen Repositorien, die den Ansprüchen der EKW entsprechen und sie somit um eine Öffentlichkeitsform erweitern.

Welches Potenzial haben interdisziplinäre und transkulturelle Kollaborationen (z.B. zwischen Kunst, Gestaltung und EKW) mit Blick auf die Produktion von Öffentlichkeiten bereits gezeigt, wie können sie weiterhin genutzt werden? Und wie lassen sich antizipierte Anteile des Zukünftigen, d.h. die Wirkmacht unvorhersehbarer Akteur:innen ermöglichen? In diesem Sinne haben die Protagonist:innen des Projekts *Realfiktion Klimarechnungshof* durch Expert:innen-Gespräche den Versuch unternommen, Öffentlichkeit für eine zukünftige Institution der Klimakontrolle zu schaffen.

Vielfalt der Formate und vertrauensvolle Orte fürs Öffentlichmachen

Das Organisieren von Aufmerksamkeit für das, was früher oder auch gleichzeitig und parallel gedacht und gemacht wurde bzw. wird, ist eine komplexe intellektuelle Aufgabe, die Öffentlichkeit ermöglicht und Angelegenheiten aus dem mitunter bereits historischen Standby heraus wieder zu öffentlichen Anliegen macht.

Das *Wie* des Zusammenkommens und Austauschens, also die Frage nach den Formaten, ist deshalb essenziell dafür, was gesagt werden kann und wie es eine Öffentlichkeit erreichen wird. Im Kleinen spiegelt sich das auch auf Tagungen wider, in denen verschiedene Vortrags- und Gesprächsformate für unterschiedliche Argumentationstiefe und Diskussionsräume sorgen. Dieses Erfahrungswissen haben wir in unserer Konferenz *Problematisieren und Sorge tragen* gezielt eingesetzt – nicht nur, aber auch, um die Last der digitalen Kommunikationsform etwas zu verringern. So alternierten im Programm die Formate Diskussion, Panel und Round Table.

Die drei Panels im altbewährten Format des Vortrags gefolgt von Diskussion, behandelten einerseits (arbeits-)biografische und Gender-Aspekte der fachlichen Professionalisierung, andererseits reflektierten sie die Relationen zwischen Massenmedien und ethnografischem Wissen und letztendlich öffentliche Diskurse hinsichtlich der Möglichkeiten des Eingreifens und Darstellens. Die Round Tables erfolgten als organisierte Gespräche mit Beteiligung des Publikums. Die Themen umfassten Fragen der studentischen Positionierung, der digitalen Veröffentlichung von kulturwissenschaftlichen „Daten“, der Anwendung des erlernten Wissens und der disziplinären Verortung. Ein öffentliches Hearing versammelte Positionen aus der und zur Ausstellungsarbeit. Die öffentliche virtuelle Abendveranstaltung *Realfiktion Klimarechnungsbhof* war ein sorgfältig inszenierter Versuch, mittels Gesprächsdiplomatie und Publikumsbeteiligung Klima öffentlich zu machen.

Die daraus entstandenen, in diesem Band veröffentlichten Beiträge sind dementsprechend vielfältig, was die Inhalte wie auch die jeweils anvisierte Öffentlichkeit betrifft, sie reichen vom klassischen wissenschaftlichen Artikel bis zur Rekonstruktion einer Diskussion. Dass all dies in und von der Institution Museum aus umgesetzt wurde, ist kein Zufall. Denn als durchaus riskante Praxis braucht das Öffentlichmachen Orte wie Museen, die eine Vielfalt materieller und ideeller Grundlagen für das Versammeln unterschiedlicher Positionen zur Verfügung stellen. Nicht zuletzt ist das Museum an sich aufgrund seiner Sammlungen per se ein politischer Ort. Seine Sammlungen sind in unterschiedlichen Zeiten unter bestimmten politischen Bedingungen zustande gekommen. Insofern lässt sich dem Museum – einen transparenten Umgang mit dem institutionellen CV vorausgesetzt – als Referenzort der Gesellschaft vertrauen. Es könnte in Anbetracht unterschiedlicher Problemstellungen und Diskurslagen als *sicherer Hafen* bezeichnet werden, als Ort, an dem sich Gesellschaft ihrer selbst versichert. Programmatische Setzung, Dramaturgie und Vermittlung des Museums können diese Position nützen, um eben diese Gesellschaft herauszufordern, über sich nachzudenken. Die Gegenwart zeigt, dass Museen – und ihre Öffentlichkeiten – weit über das Interesse einer Disziplin hinaus aber ganz besonders auch dafür eine Zukunft haben.

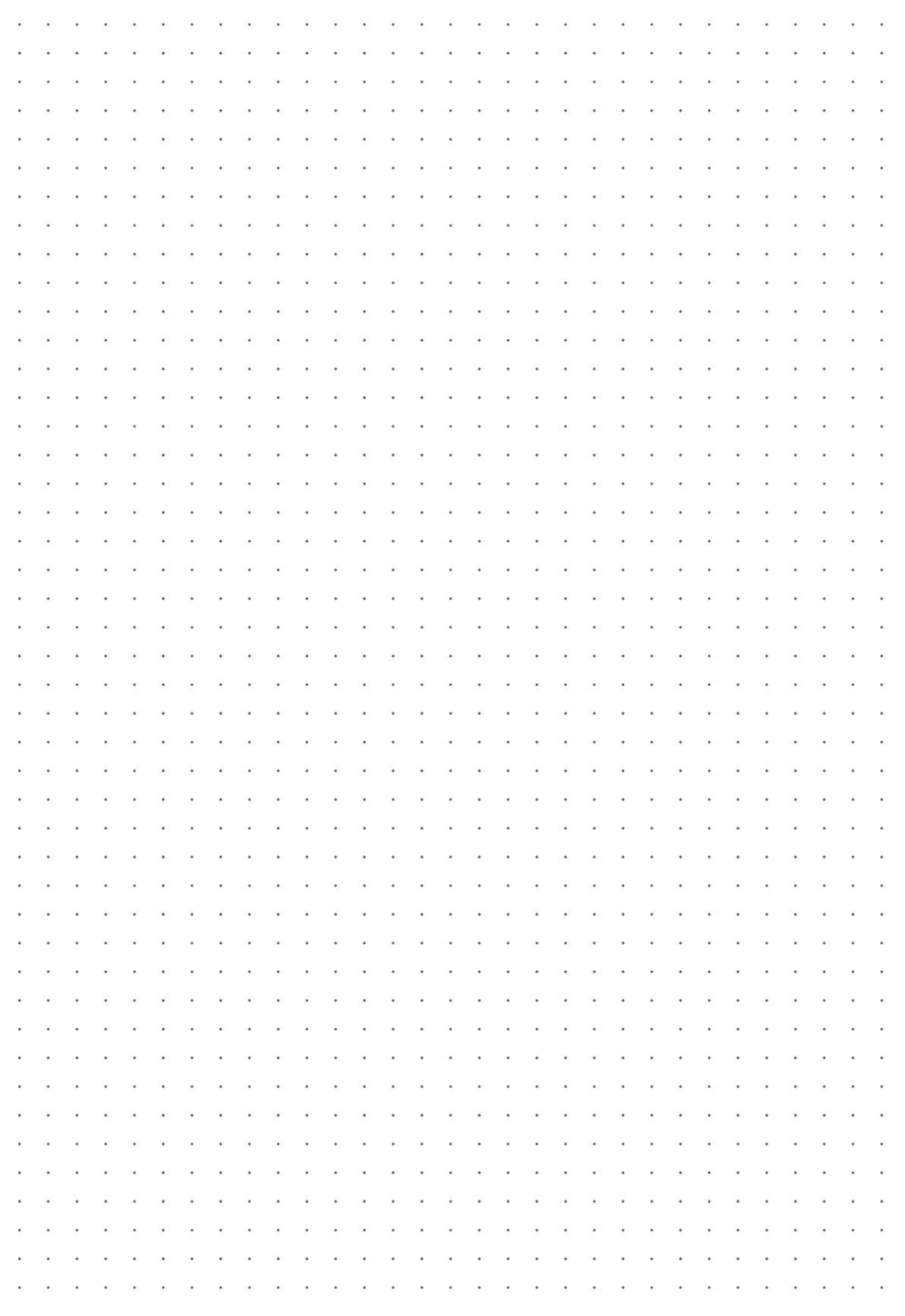


sachtler

Auftaktstatements

Die Auftaktstatements beleuchten die Frage nach den Bedingungen und Möglichkeiten der nicht konformen Gestaltung von Öffentlichkeiten. Das Zusammenspiel von eingreifenden, ein- und anwendenden Praktiken des Öffentlichmachens ist hier zentral, um Freiräume und Gegenpositionen zu erproben. Klaus Schönberger (Klagenfurt), Kulturwissenschaftler, setzt das kritische Potenzial der Kulturanalyse u. a. als Widerstand gegen lokalen rechtspopulistischen Mainstream ein. Die Kultursoziologin Barbara Thériault (Montréal/Erfurt) artikuliert und adressiert mit historisch erprobten explizit „bescheidenen“ Textformaten den mittelstädtischen Habitus im Osten Deutschlands. Matthias Beitzl (Wien) schildert als Direktor des Volkskundemuseums Wien, wie Öffentlichkeit für ein Pausenzeichen gegenüber Neoliberalisierung der Kulturarbeit und gegen wohlstandsbasierte gesellschaftliche Selbstgenügsamkeit gestaltet werden kann.

Bei allen geht es darum, das Irritationspotenzial von Praktiken des Öffentlichmachens zu untersuchen und gegebenenfalls zu steigern.



Anwenden – Einwenden – Eingreifen

Die Frage des Anwendens, Einwendens und Eingreifens zieht sich wie ein roter Faden durch die Wissenschaftsgeschichte der mit der Post-Volkskunde verbundenen Institutionen, Studien und Forschungen. Die Absolvent*innen unserer Studiengänge finden sich in diversen beruflichen Kontexten wie Verbänden, Museen, Verwaltungen, in den Medien oder in der sogenannten Kreativwirtschaft, die früher Kulturindustrie geheißen hat.¹

Hier gilt es, die Erkenntnisse der Empirischen Kulturwissenschaft in praktisches berufliches Handeln zu übersetzen. Für diese Version der Angewandtheit wurde in der Vergangenheit und wird in der Gegenwart auf ein Set an Praktiken zurückgegriffen, die Aufklärung, Wissensvermittlung, aber eben auch Handreichungen, etwa Anleitungen für „(volks-)kulturelle“ oder gar „Brauchtums“-Praktiken liefern oder geliefert haben. Nicht immer stößt eine wissenschaftlich fundierte Analyse (bzw. Beratung) dabei auf Gegenliebe.²

Anwenden als politische Instrumentalisierung

Wenn man aus der Perspektive einer akademischen Disziplin wie der Post-Volkskunde spricht, die bereits in ihrer Genese mit einer Anwendungsorientierung auf die Welt gekommen ist, dann liegen zahlreiche Fallstricke auf dem Weg zu einer Stellungnahme. Diese Version der *Angewandtheit* lässt sich in der Fachgeschichte als politische und ideologische Instrumentalisierung konstatieren – dazu muss

- 1 Gerald Raunig: Kreativindustrie als Massenbetrug. In: Ders., Ulf Wuggenig (Hg.): Kritik der Kreativität. Wien 2007, S. 67–77. Online verfügbar unter <http://eipcp.net/transversal/0207/raunig/de> (Zugriff: 1.2.2023).
- 2 Vgl. z. B. den Konflikt um die Geschichte der Tresterer im Land Salzburg. Kammerhofer-Aggermann, Ulrike: Kunst – Wissenschaft – Brauchtumsvereine: Divergente Narrative (im Erscheinen).

man gar nicht erst auf den Nazi-Faschismus³ blicken, sondern kann auch die ‚harmloseren‘ Formen wie die am Ende aber auch auf den NS zurückgehende Trachtenerneuerungsbewegung⁴ oder die kaum zählbaren Interventionen im Kontext der Erfindung von Volkskultur betrachten.⁵

Gesellschaftsbeobachtung und Praktiken des Einwendens

Im Zuge von Bologna und der „unternehmerischen Universität“⁶ ist ein spezifisches Verständnis von Universität hegemonial geworden, und ein anderes in die Krise geraten, nämlich – um mit Jacques Derrida zu sprechen – die Idee einer „unbedingten Universität“.⁷

Die Idee einer Universität, insbesondere in Bezug auf die Sozial- und Kulturwissenschaften als Ort der Gesellschaftsbeobachtung, die kritisches und vernetztes Denken befördert, soziale Konflikte analysiert oder auf gesellschaftlichen Veränderungsbedarf hinweist, ist nicht nur zwischen die Mühlsteine der Zielvereinbarungen von Rektoraten und Ministerialbürokratie geraten. Mehrheitlich von den Regierungsparteien bestellte Universitätsräte befördern ein Übriges, um klarzumachen, dass ein ökonomisiertes Verständnis von Universität unhintergebar ist.

- 3 James R. Dow: *Angewandte Volkstumsideologie. Heinrich Himmlers Kulturkommissionen in Südtirol und der Gottschee*. Innsbruck, Wien, Bozen 2018; Michael Wedekind: *Institut für Kärntner Landesforschung*. In: Michael Fahlbusch, Ingo Haar, Alexander Pinwinkler (Hg.): *Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme*. 2. vollst. überarb. u. erw. Aufl., Berlin, Boston 2017, S. 1433–1442.
- 4 Nikola Langreiter: *Gertrud Pesendorfer und die Trachtenerneuerung. Glossar zu einem Forschungsprojekt*. Innsbruck 2019 und Reinhard Bodner: *Trachtenerneuerung. Das Erbe Gertrud Pesendorfers und der Umgang damit*. In: *Tiroler Landestrachtenverband*, Andrea Aschauer (Hg.), Brigitte Watzek, Gerhard Watzek (Fotogr.): *Die Trachten Tirols*. Wattens 2018, S. 188–193.
- 5 Ute Holfelder: *Volkskultur in der Gegenwart*. In: *Die Brücke* 26, 2021, S. 6–7.
- 6 Stefan Kuehl: *Der Mythos von der unternehmerischen Universität. Die Präzision eines unpräzisen Begriffs in der hochschulpolitischen Debatte*. In: *Working Paper* 3, 2012, https://www.uni-bielefeld.de/soz/personen/kuehl/pdf/Working-Paper-3_2012-Stefan-Kuehl-Der-Mythos-von-der-unternehmerischen-Universitaet-23.05.2012.pdf (Zugriff: 1.2.2023).
- 7 Jacques Derrida: *Die unbedingte Universität*. Frankfurt a. M. 2002

Nun war der Ort der Gesellschaftskritik noch nie ein sicherer Ort. Und: An der Sichtbarmachung von politischen und ökonomischen Machtverhältnissen oder sozialer Ungleichheit sind nicht alle gesellschaftlichen Gruppen interessiert. Außerdem sind auch die Benachteiligten oder Ausgegrenzten nicht immer Verbündete. Aber: Es gibt keinen Grund zu jammern und zu Selbstmitleid. Die Verhältnisse haben sich geändert, sie sind heute weder besser noch schlechter als früher, sondern eben anders.

Aufklärerisches Projekt und Alltag

Ich schlage vor, die Geduld nicht überzustrapazieren und die Widerstände, auf die das aufklärerische Projekt in der Gegenwart stößt, als Bestätigung zu sehen und sich immer wieder von Neuem darüber zu verständigen, wo und wie Wissenschaft eingreifen muss. Nun zielt Wissenschaft selbst nicht darauf, konkretes Handeln zu organisieren. Wissenschaft wird aber immer wieder herangezogen, um politisches Handeln zu begründen oder abzulehnen. Nach wie vor ist der Alltag der Ort, an der politische Auseinandersetzungen gewonnen oder verloren werden.⁸ Insofern ist das Politische im Alltag zu finden und die Alltagskulturwissenschaft Empirische Kulturwissenschaft greift bereits durch ihre Untersuchungsperspektive ein.⁹

Elend der Ideologiekritik

Beim Anwenden, Einwenden und Eingreifen sollte es aber nicht nur um das ‚bessere Argument‘ oder die ‚genauere Theorie‘ gehen, sondern es wäre darüber nachzudenken, welche soziale Praxis im Alltag es zu befördern gilt, die dem aufklärerischen Projekt wieder den Rückenwind der Geschichte verschaffen kann. Das ist selbstverständ-

- 8 Ove Sutter: Alltagsverstand. Zu einem hegemonietheoretischen Verständnis alltäglicher Sichtweisen und Deutungen. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 119 (1/2), 2016, S. 41–70.
- 9 Klaus Schönberger: Zur Spezifik des Politischen in der Empirischen Kulturwissenschaft. In: Johanna Rolshoven, Ingo Schneider (Hg.): *Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft. Internationale Fachtagung, 25.–28. Mai 2016 an der Karl-Franzens-Universität Graz*. Berlin 2018, S. 35–50.

lich nicht theorielos zu haben und es ist unbestritten, dass ein Teil unserer empirisch-kulturwissenschaftlichen Arbeit, angesichts von internationaler Arbeitsteilung, Rassismus, Nationalismus und Identitätshuberei darin besteht, damit verbundenen Begriffe wie Volk, Volkstum, Ethnizität, Volkskultur, Heimat, Nation oder Identität mit der Perspektive auf den Alltag zu dekonstruieren.

Denn die Instrumentalisierung sprich ‚Anwendung‘ dieser Begriffe zum Zwecke von Ausgrenzung und Ausschluss ganzer Bevölkerungsgruppen ist für unser Fach (aufgrund seiner politischen Instrumentalisierungen in der Vergangenheit) ein besonderes Problem.

Nicht nur Rechtsextreme, sondern auch deren parlamentarischer Arm, die FPÖ, die in Österreich in einigen Landeregierungen vertreten ist, berufen sich auf die klassisch volkskundlichen Begriffe und munitionieren mit Vokabeln wie „Umvolkung“, „großer Austausch“ oder „Remigration“ Gewaltbereitschaft, Hass und Ausgrenzung.

Das zeigt, in welcher Weise zentrale kulturanalytische Begriffe entwendet, oder sagen wir besser: spezifisch besetzt worden sind, sodass ein nur ideologiekritischer Zugang dazu tendiert, nicht nur Volk, Volkstum oder Identität, sondern auch Begriffe wie Kultur oder Heimat aufzugeben. Meine Fantasie ist nicht, Letztere zurückzugewinnen, sondern die in der ausschließlichen Ideologiekritik aufscheinende Reduktion des Eingreifens auf das Einwenden zu unterlaufen. Zugespitzt gesagt: Das Elend der Ideologiekritik (also des bloßen Einwendens) besteht darin, dass es hier häufig um das ‚Recht behalten‘ geht und es tatsächlich aber um die Veränderungen gehen müsste.

Vom Einwenden zum Eingreifen und Anwenden

Die Perspektive der von mir vorgeschlagenen Anwendung meint demgegenüber, dass die Selbstbeschränkung auf das Einwenden und die Verwechslung des Einwendens mit dem Eingreifen die Reduktion auf das ideologische Handgemenge überschreiten muss. Ich möchte im Folgenden die institutionellen Ebene des Fachverbandes respektive der Österreichischen Gesellschaft für Empirischen Kulturwissenschaft und eine persönliche Involvierung der Wissenschaftler*innen in konkrete gesellschaftliche Praxen unterscheiden, wenngleich sich das natürlich auch immer wieder überschneidet. Zuweilen wird näm-

lich so getan, als ob sich Wissenschaft bequem irgendwohin zurückgezogen habe und mehr oder weniger beschwingt, abseitige Fragen im nicht existenten Elfenbeinturm verhandele. Die Sache verhält sich im Falle der Post-Volkskunde und der Empirischen Kulturwissenschaft jedoch umgekehrt. Es gibt eine Expertise, die ein Teil der Gesellschaft nicht hören möchte. Insofern funktioniert die Universität als Instanz der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung, in dem sie in Österreich der Regierungspolitik nicht nach dem Mund redet, sondern in kritischer Distanz ihre Expertise in den politischen Diskurs einbringt. Wenn das mit *Eingreifen* gemeint ist, sind wir nicht so schlecht aufgestellt. Ich erinnere auch an mehrere Erklärungen im Kontext der Instrumentalisierung des Heimatbegriffs 2015/16,¹⁰ die Zurückweisung des Versuchs missliebige Wissenschaftler*innen durch parlamentarische Anfragen 2020 bzw. wie in Deutschland durch Gerichtsverfahren einzuschüchtern, oder aber die jüngste Stellungnahme zur Novellierung des österreichischen Universitätsgesetzes seitens der Generalversammlung Empirische Kulturwissenschaft bzw. durch den einstigen Österreichischen Fachverband für Volkskunde (seit 2022: Österreichische Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde, ÖGEKW). Und auch: Das Klagenfurter Institut für Kulturanalyse hat sich mit einer Studentin solidarisiert, die von Rassismus in ihrem Wohnumfeld betroffen ist. Letzteres wurde schließlich von den lokalen Medien wahrgenommen. Hier geht es insbesondere auch um die Bestätigung und Ermütigung all jener, die sich durch die rassistischen Mobilisierungen der letzten Jahre, mundtot gemacht fühlen.

Das sind sehr konkrete politische Interventionen, die entweder von unserer Disziplin ausgegangen sind, oder aber von unseren Instituten, dem einstigen Fachverband sowie von den Museen mitgetragen wurden.

10 Menschen in Bewegung – „Kultur“ und „Heimat“ als politische Instrumente. Die österreichischen Volkskunde-Institute, Museen, Vereine und Verbände haben eine aktuelle Erklärung zu „Menschen in Bewegung“ veröffentlicht. In: Universität Klagenfurt, 1.12.2015, www.aau.at/blog/menschen-in-bewegung-kultur-und-heimat-als-politische-instrumente (Zugriff: 1.2.2023).

Eine weitere begrüßenswerte Initiative ist das Engagement zahlreicher Kolleg*innen aus unserem Fach im transdisziplinär verfassten *Kritnet* (<http://kritnet.org>), dem Netzwerk zur kritischen Migrations- und Grenzregimeforschung. Dabei befeuert häufig das persönliche Engagement die wissenschaftliche Thematisierung.

Sichtbarkeit/Konkrete Schritte. Was tun?

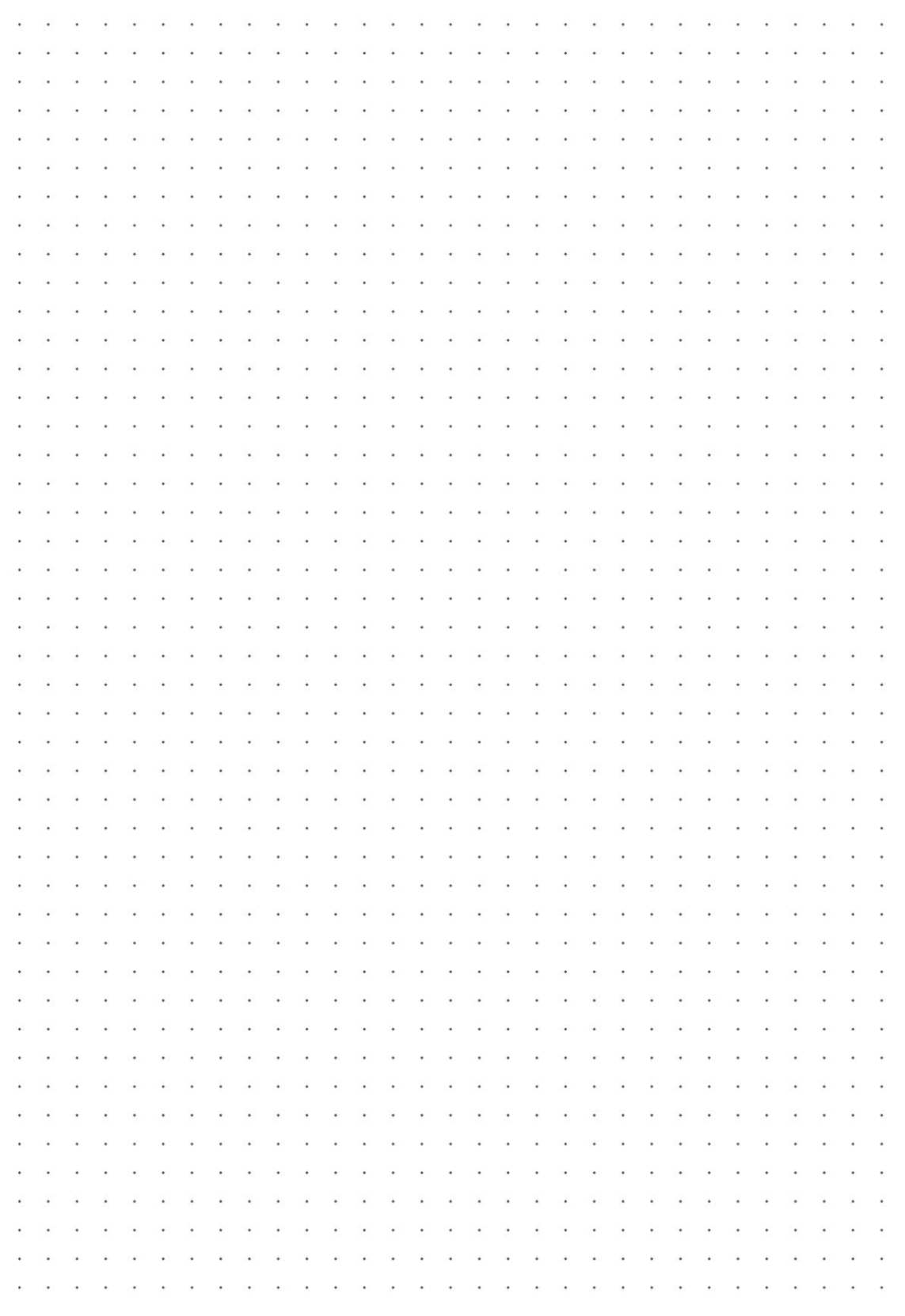
Ich selbst habe mich dafür entschieden, in bestimmten gesellschaftlichen Debatten ganz bewusst als *Volkskundler* sichtbar zu werden und einzugreifen. Ich schreibe Kommentare in der lokalen *Kleinen Zeitung*, ich führe einen Blog im Rahmen des Online-Angebots der Wiener Tageszeitung *Der Standard*,¹¹ ich gehe in die Provinz und betreibe klassische Bildungsarbeit, vorzugsweise zu Fragen des Rassismus, ich engagiere mich in der Erinnerungskultur-Initiative *Kärnten/Koroška gemeinsam erinnern – skupno ohranimo spomin*¹² und habe im September 2021 als Texter, Produzent und Regisseur im Rahmen des Klagenfurter Festivals ein Theaterstück über den österreichischen Nazi und völkischen Terroristen Hans Steinacher initiiert.¹³ Ich kann nicht sagen, dass ich eine spezifische Strategie verfolge. Vieles ist der Tages-Notwendigkeit geschuldet, wie etwa die Petition für den aufgrund von konstruierten Zeugenaussagen verurteilten IBIZA-Videomacher Julian Hessenthaler,¹⁴ der das hinbekommen hat, was alle österreichischen Donnerstags-Demonstrationen nicht bewirkt haben: Das

- 11 Nur z. B. Roland W. Peball, Klaus Schönberger: „Letzte Generation“: Klimaprotest, der aufregt, aber durchaus legitim ist. Ziel sollte sein, Bündnisse zu schließen und eine selbstreflexive Radikalität zu entwickeln. In: Blog: Kulturanalyse des Alltags. *Der Standard*, 15.12.2022, www.derstandard.at/story/2000141666130/letzte-generation-klimaprotest-der-aufregt-aber-durchaus-legitim-ist (Zugriff: 1.1.2023).
- 12 Klaus Schönberger: Erinnerungskonflikte um Partisan*innen. Prolegomena für ein Emanzipatorisches Erinnern. In: Nadja Danglmaier, Ute Holfelder, Brigitte Entner, Elisabeth Klatzer (Hg.): *Koroška/Kärnten: Wege zu einer befreienden Erinnerungskultur*. Wien 2022, S. 45–64.
- 13 *Performing Reality | Kärnten/Koroška | 1920–2020 (2021): Šteinacher – Hamsuchung*, <https://volksabstimmung2020.aau.at/steinacher-hamsuchung> (Zugriff 1.1.2023).
- 14 *Freiheit und Gerechtigkeit für Julian Hessenthaler*, 2022, www.free-julian-hessenthaler.net (Zugriff: 1.2.2023).

Ende der blau-schwarzen Regierungskoalition.¹⁵ Die nachhaltige Einrichtung eines „pop-politischen“ Clubs mit avantgardistischen Veranstaltungsfarmaten nach einem Tübinger Vorbild¹⁶ ist aufgrund der Corona-Pandemie vorläufig gescheitert. Aber ich gehe davon aus, dass das Alles wirkt.

Abschließend sei angemerkt, dass wir seit Bestehen unserer akademischen Disziplin mit sehr konkreten Versuchen des Anwendens konfrontiert wurden, und dass diese Praxis nicht vorüber ist. Die Kritik dieser Praxis war mit verschiedenen Formen des Einwendens verbunden (Wissenschaftskritik, Abschied vom Volksleben,¹⁷ wie auch Einwenden im Sinne von gesellschaftlicher Selbstbeobachtung aka Ideologiekritik). Und vielleicht hat der Verlauf dieser Fachgeschichte auch dazu beigetragen, dass wir in unsere Disziplin auf verschiedene Formen des Eingreifens treffen können.

- 15 Rebecca Sawicki: Ibiza-Affäre: Polit-Krimi in der Alpenrepublik – der Fall Julian H. In: Watson, 26.12.2022, <https://politik.watson.de/international/analyse/396641614-ibiza-affeere-polit-krimi-in-oesterreich-der-fall-julian-h> (Zugriff: 1.2.2023).
- 16 Markus Baumgart: Zátópek – Die 9 goldenen Regeln für die Gründung eines erfolgreichen pop-politischen Clubs. In: Marion Hamm, Ute Holfelder, Christian Ritter, Alexandra Schwell, Ove Sutter (Hg.): *Widerständigkeiten des Alltags. Beiträge zu einer empirischen Kulturanalyse.* Für Klaus Schönberger zum 60. Geburtstag. Klagenfurt/Celovec 2019, S. 22–34.
- 17 Klaus Geiger, Utz Jeggle (Red.): *Abschied vom Volksleben (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 27).* Tübingen 1970.



Kurzes Plädoyer für das soziologische Feuilleton im Sinne Siegfried Kracauers

Einen Selbstauftrag habe ich mir gegeben: Mein Fach – die Soziologie – für ein größeres Publikum zu öffnen. Dabei habe ich, so paradox das scheinen mag, eine sehr bescheidene Vision der Soziologie. Eine größere Öffentlichkeit erreicht man am besten vom Alltag aus. Ich sehe meine Aufgabe in der Erneuerung des soziologisch-wissenschaftlichen Schreibstiles. Letzterer ermöglicht es, ein breiteres Publikum zu erreichen. Es geht um eine Soziologie, die empirisch, reflektiert und gleichzeitig unterhaltsam und elegant ist.

Seit einigen Jahren verfasse ich *soziologische Feuilletons*: kurze Texte, die Soziologie, Reportage und Literatur kombinieren und im Stil der vom Journalisten, Kulturkritiker und Soziologen Siegfried Kracauer (1889–1966) zwischen 1925 und 1933 publizierten Zeitungsartikel verfasst sind.¹ Die Texte von Kracauer und anderen Autorinnen und Autoren der 1920er und frühen 1930er, die Hybridform der Feuilletons und die Zeitungen, in denen sie veröffentlicht wurden, betrachte ich als eine der Geburtsstätten der Soziologie.² Neben theoretischen Grundlagenwerken und groß angelegten empirischen Studien blühte in den Feuilletoncontexten dieser Zeit eine *Zeitungssoziologie* auf, eine Soziologie *außerhalb* der Universität. An diesem Ort zeigt sich, was das Fach hätte werden können – und noch werden kann. Denn: Die Miniaturen Kracauers erweisen sich heute als ein Schatz für eine qualitative Soziologie, die auf sinnliche Erfahrungen und

- 1 Siehe insbesondere Siegfried Kracauer: Werke, Bd. 5: Essays, Feuilletons, Rezensionen. Hg. von Inka Mülder-Bach unter der Mitarbeit von Sabine Biebl, Andrea Erwig, Vera Bachmann und Stephanie Manske. Berlin 2011.
- 2 Wie etwa die Reportage für die Chicago School, siehe Rolf Lindner: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt a. M., New York 2007 [1990].

Stimmungen aufmerksam macht, die für eine Fülle von Materialien offen ist,³ und Wert auf Schreiben und Darstellungsformen legt.

Bei meiner Forschung in und über die Mitte der Gesellschaft ging es vor allem um Konkretes. Ich schrieb zum Beispiel über kurze Haare, karierte Hemden, über das heimliche Heiraten und über das, was ich eine „nüchterne Lebensführung“ genannt habe.⁴ Die Kapitel meines Buches *Die Bodenständigen* habe ich zuerst als Serie in einer lokalen Zeitung in Thüringen veröffentlicht. Nach einer Ausbildung als Friseurin arbeite ich nun in verschiedenen Salons und schreibe über Alltagsästhetik. Die soziologischen Feuilletons, die während der Feldforschung entstehen, erscheinen in einer lokalen Zeitung in Sachsen-Anhalt. Die Wahl von Zeitungen als Publikationsorte der Forschung erfordert es, Strategien zu entwickeln, um Leserinnen und Leser zu erreichen, die mit der Soziologie nicht vertraut sind. Das ist nicht immer einfach gewesen: Meine Texte haben anfangs zu Irritationen, vor allem unter meinen Interviewpartnern und Interviewpartnerinnen, geführt. Selbstironie war dabei oft ein Mittel der Kritik und bot die Möglichkeit, für die Leserinnen und Leser empfindliche Themen anzusprechen.

Die Kritik des soziologischen Feuilletons ist im Sinne Kracaers „performativ“. Ferdinand Sutterlüty hat in einem Kommentar eindringlich gezeigt, wie Kracauer konkret verfährt. In seinen journalistischen Texten operiert er stets mittels situations- und gegenstands-immanenter Vergleiche. „Kracauers Sozial- und Gesellschaftskritik ist performativ: Er führt die Wirklichkeit vor – im doppelten Sinne von Zeigen und von Bloßstellen –, so dass sie sich eben [...] selbst verurteilt“.⁵ Kracauer enthüllt die Konstruktionsfehler dieser Wirklichkeit,

- 3 Kracauer macht uns aufmerksam auf eine Fülle von Materialien, von „Lumpen“ (Till van Rahden: Lumpen sammeln: Mit Siegfried Kracauer im Dickicht des 19. Jahrhunderts. In: *Historische Zeitschrift* 307 (2), 2018, S. 319–340), die wir sammeln und in unsere Arbeiten einbeziehen können: Werbungen, Zeitungsanzeigen, Wettbewerbe, Filme, der Klang eines Schlagers; auch Alltagsgegenstände: Palmen, Hosenträger, Möbel, Alltagswörter oder Wortfetzen.
- 4 Barbara Thériault: *Die Bodenständigen. Erkundungen aus der nüchternen Mitte der Gesellschaft*. Leipzig 2020.
- 5 Ferdinand Sutterlüty: „Cherchez l’erreur!“. *La sociologie et la critique performative de Siegfried Kracauer*. In: *Sociologie et sociétés* 53 (2) (im Erscheinen).

„[...] er erzeugt Bilder, in denen diese Fehler manchmal förmlich zu greifen, manchmal auf subtile Weise in Formulierungen enthalten sind. Das ist mitunter viel wirkungsvoller als der Leserin und dem Leser zu sagen, was er oder sie denken und kritisieren soll“.⁶ In diesem Verfahren und Darstellungsprinzip sieht Sutterlüty das Potenzial einer kritischen und empirischen Soziologie.

Dagegen wird manchmal eingewendet, dass die Art der Kritik und des Schreibens – jenseits des üblichen Stils – erst möglich ist, nachdem man eine feste Stelle an der Universität gesichert hat. Mag sein. Ich kann dennoch von Kolleginnen und Kollegen berichten, die eine solche Soziologie in der Qualifikationsphase anwenden und damit erfolgreich sind. Die Reaktion auf ihre Dissertationen und Masterarbeiten ist meist positiv („Das ist so schön erfrischend!“). Seit 2020 haben einige von ihnen und ich ein illustriertes Magazin in Montreal gegründet: *Siggi, le magazine de sociologie*. „Siggi“ ist ein Verweis auf Siegfried Kracauer, der als unautorisierter Schirmherr fungiert. Das Magazin erscheint zweimal im Jahr und experimentiert mit verschiedenen Textformaten: soziologischen Feuilletons, aber auch Essays, Fotoreportagen, Interviews und Anekdoten aus der Forschung. So nimmt das Magazin die Tradition des frühen deutschsprachigen Feuilletons auf und öffnet die Soziologie für ein breiteres Publikum. Die Hefte behandeln Themen wie unsichtbare Gesellschaften, das Warten, „die Leute“, Stil, Geister, Farben, das Träumen.⁷

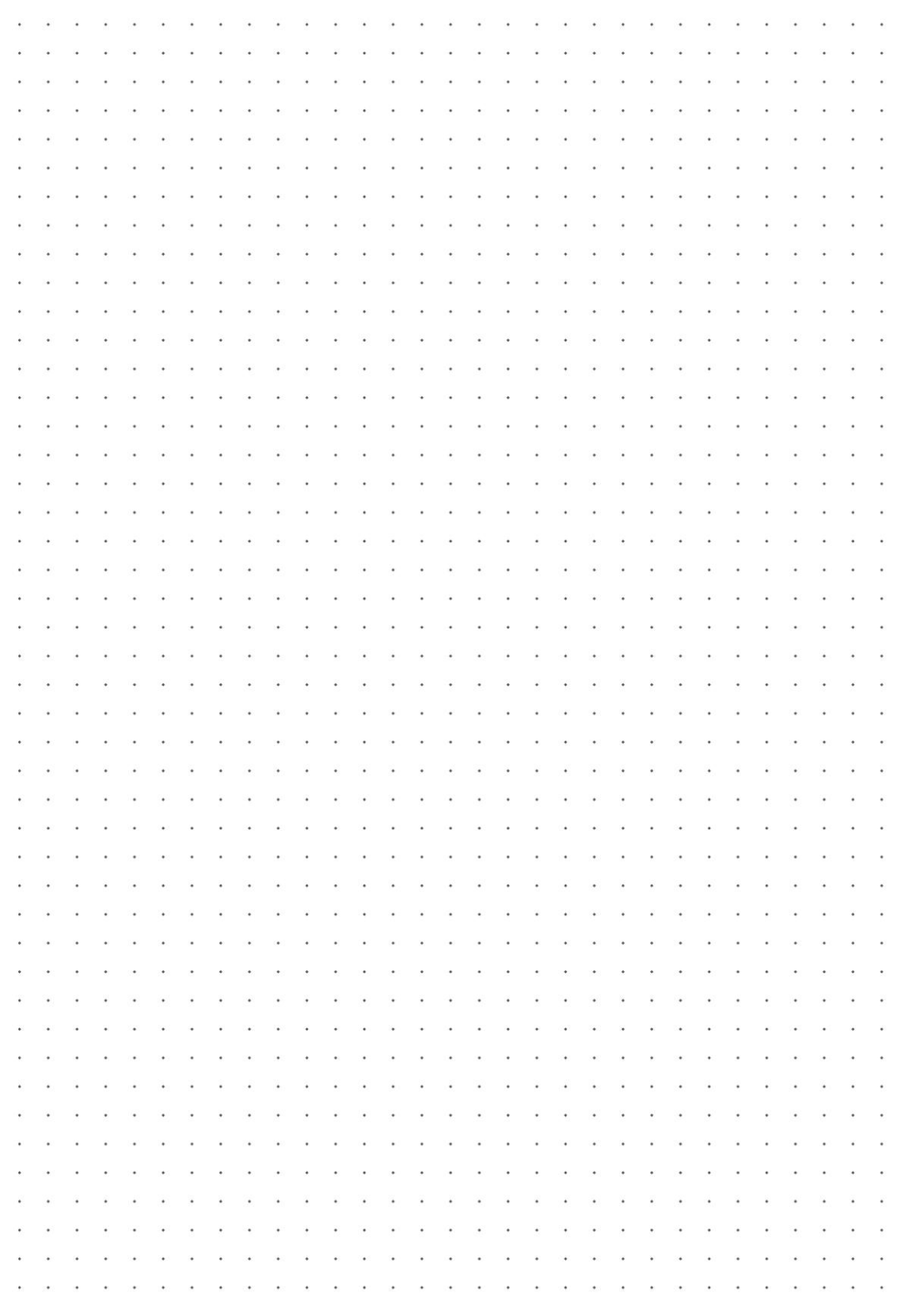
Als Soziologin verstehe ich mich vor allem als eine Beobachterin und eine Begleiterin des modernen Lebens,⁸ die zum Sehen und Nachdenken anregt. Ganz klassisch geht es darum, die Wirklichkeit und die Dinge um uns in ein anderes Licht zu setzen und dabei neue Perspektiven zu eröffnen. Seit mehreren Jahren unterrichte ich die Einführungsvorlesung an der Universität in Montreal. Die Herausforderung ist immer, Studierende zu packen und zu interessieren. Spätestens dann merkt man, wie langweilig die Soziologie zum Teil ist, wie schwer es manchmal ist, gut lesbare Texte zu finden. Das Magazin *Siggi* ist ein Weg, wissenschaftlichen Anspruch mit Reflexivität und Kurzweiligkeit in Verbindung zu bringen.

6 Ebd.

7 <https://editionueberland.de/shop/siggi-le-magazine-de-sociologie/>

8 Vgl. Tilman Allert: Bye-bye, Teddie – statt eines Nachwortes.

In: Latte Macchiato. Soziologie der kleinen Dinge. Frankfurt a. M. 2015.



Momentum, Möglichkeitsraum und Haltung

Das vergangene Jahr und die Gegenwart des Frühjahrs 2023 hatten und haben es in sich: Krieg und Klima mit allen dazugehörigen politischen Verwerfungen, wirtschaftlichen Auswirkungen und gesellschaftlichen Verunsicherungen wurden – wohl verkürzt dargestellt – die zentralen Aspekte europäischen und globalen Handelns bzw. Nichthandelns.

Momentum

Am 10. Jänner 2023 klebten sich Klimaaktivist*innen der sogenannten Letzten Generation am Wiener Praterstern auf die Straße. Ähnliche Aktionen fanden schon im Jahr davor statt, unter anderem in Museen, in denen sich Aktivist*innen an Kunstwerke klebten, ohne sie direkt zu beschädigen.

Diesmal erklärten sich rund vierzig Wissenschaftler*innen mit den Aktivist*innen vor Ort solidarisch, was eine gewisse Dynamik in den österreichischen Medien nach sich zog. In der kurzen Debatte zu dieser Aktion wurde teilweise kritisch nach den Grenzen wissenschaftlichen Agierens gefragt.¹

Die Rolle der Wissenschaftler*innen in dem genannten aktivistischen Setting lässt sich durch Aussagen des österreichischen Wissenschaftlers des Jahres 2022, Franz Essl, der selbst Teil dieser Gruppe war, charakterisieren. Der Ökologe und Biodiversitätsforscher legitimiert die „demokratische Protestkultur“², indem er

- 1 Lukas Wieselberg: Zwischen Wissenschaft und Aktivismus. In: Science ORF.at, 10.1.2023, <https://science.orf.at/stories/3217042/> (Zugriff: 10.2.2023).
- 2 Günter Pilch: Klebe-Proteste: „Diese Leute machen sich zurecht starke Sorgen“. In: Kleine Zeitung, 15.1.2023, <https://www.kleinezeitung.at/>

den daraus folgenden möglichen Irritationen historisch nachhaltige Errungenschaften nach Einsatz radikaler Protestformen gegenüberstellt. Dass Politik wissenschaftlicher Erkenntnis bei Fragen der Klimaentwicklung weit hinterherhinkt, ist Realität. Aber es ist doch interessant zu sehen, wie relativ eng Wissenschaft und Politik in der Corona Pandemie zusammenrückten. Während man bei Klimaprotesten mitunter von Alarmismus spricht, wurde bei der Bekämpfung der Pandemie gewissermaßen in Echtzeit und strukturell übergreifend gehandelt. Dabei geriet die Wissenschaft allerdings im Kontext der ideologisch breit aufgestellten Anti-Corona-Bewegung wiederum als willfähiges Vehikel politischer Eliten in Bedrängnis – nicht zu vergessen die diversen individuellen Bedrohungen, die die wissenschaftlichen Protagonist*innen erfahren mussten.

Wie könnten Museen, vielleicht im spezielleren Kultur- und Gesellschaftsmuseen, vor diesem Hintergrund agieren?

Das Museum an sich sollte in diesem Sinne als Institution ermutigt werden, Stellung zu beziehen. Indem es so handelt, rückt es näher an eine mögliche Betroffenheit der Menschen heran – anders gesagt, es nimmt am Alltag teil. Ich erinnere mich an den Brexit im Jahr 2020, als einige britische Museen Statements veröffentlichten, in denen sie eine klar proeuropäische Haltung vertraten. Das waren vor dem Hintergrund staatlicher Eigentümerschaften letztlich auch mutige bzw. entschiedene Vorgehensweisen, die natürlich ein entsprechendes demokratisches Fundament brauchen. Das Ethnographische Museum in Budapest, das unter Orban gebaut wurde und vor Kurzem eröffnete, wird Möglichkeiten solcherart vielleicht nicht mehr haben.

Was den russischen Aggressionskrieg in der Ukraine betrifft, erklärten viele Kulturinstitutionen ihre Solidarität mit der Ukraine, indem deren Nationalfarben in unterschiedlichsten Anwendungen zum Tragen kamen. Einige Institutionen boten auf kooperativen Plattformen darüber hinaus Ressourcen und unterschiedlichste Unterstützungen für ukrainische Kunstschaffende an. Die Praxis des

Solidarisierens bleibt dabei zwar relativ abstrakt, aber immerhin wird das Momentum der irritierenden Gegenwart auf diese Weise der Gesellschaft immer wieder in Erinnerung gebracht. Idealerweise regt das zu individuellen solidarischen Beiträgen an und arbeitet gegen das Verdrängen.

Möglichkeitsraum

Es gehe ja beim Schreiben auch darum, ein nicht akademisches Publikum zu erreichen, sagt der Historiker Philipp Felsch in der Auftaktdebatte der hier dokumentierten Tagung. Wer ab 2006 die von ihm kuratierte Ausstellung *Berge, eine unverständliche Leidenschaft* in der Innsbrucker Hofburg gesehen hat, kann diesen Ansatz umgelegt auf das Museum gut nachvollziehen. In Erinnerung bleibt unter anderem am Beginn der Schau ein topografisches Relief, das in Augenhöhe gehängt war. Man ging also direkt auf einen nach vorne offenen Talboden zu: Eine einfache und gleichzeitig eindringliche inszenatorische Maßnahme, die die Position der Betrachter*innen definierte. Mit dem Berg muss man von unten beginnen.

Das Volkskundemuseum Wien hat sich in den vergangenen Jahren mit unterschiedlichen inszenatorischen Settings auseinandergesetzt, die versucht haben, in innovativer Art mit den Besucher*innen zu interagieren. Wir haben gelernt, das Museum als Möglichkeitsraum zu sehen, der als Multi-Channel-Maschine, aber auch als Ort des Vertrauens funktionieren soll. Dieser Ort muss zugleich in der Lage sein, sich stets selbst der Reflexion über sein Tun zu stellen. Dabei sind Personal und Strukturen gleichermaßen gefordert – und es darf auch ruhig einmal wehtun.

Das Museum ist qua seiner Sammlungen ein politischer Ort, da die Objekte unter jeweils bestimmten politischen Bedingungen ins Haus gekommen sind.³ Mit diesem ideellen Kapital, den Curricula der Objekte und unseren Instrumentarien können wir auf gesellschaftliche Diskurse proaktiv reagieren. Das Museum nutzt sein

3 Matthias Beitzl: Wie nachhaltig? Und wie der 24. Februar 2022 diese Frage erweitert. In: Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern (Hg.): *Gezielt/Nachhaltig/Sammeln*. 21. Bayerischer Museumstag 22.–24.9.2021 in Friedberg. München 2022, S. 26–29.

Image als vertrauter Ort, um zur gesellschaftspolitischen Debatte mit erweiterten Perspektiven beizutragen, aber auch mutig auf sie einzuwirken. Niemand sagt, dass das einfach ist, denn das hat Auswirkungen auf das Arbeiten in der Institution selbst und das meint auch, dass die Institution eine lernende beziehungsweise eine verlernende sein muss. Im Verlernen müssen wir etablierte Mechanismen der Wissensgenese sowie der Wissensweitergabe verlassen und nicht zuletzt die beharrlichen Strukturen der Institution an sich befragen und verändern. Das wiederum hat Auswirkungen auf die Kulturpolitik, die einen zentralen Stellenwert in der Pflege demokratischer Kultur hat.

Haltung

Als im Mai 2019 der sogenannte Ibiza-Skandal öffentlich wurde, stand ich wenig später mit Tausenden anderen Protestierenden vor dem Wiener Bundeskanzleramt, um Neuwahlen zu fordern. Ich wurde nach diesem Ereignis vom Deutschlandfunk kontaktiert und zum Verhältnis der österreichischen Politik zu Kultur befragt.⁴ Der Kulturbetrieb des Bundes war von der damaligen Regierung in keiner Weise betroffen, vermutlich aus strategischen Überlegungen heraus, aber es gab zumindest auf Landesebene schon erste Symptome politischer Veränderungen. In Oberösterreich wurde ebenfalls im Frühjahr 2019 der rechtsextreme Maler Odin Wiesinger in den Landeskulturbeirat nominiert. Erst etwa zeitgleich mit dem Ibiza-Skandal entschied sich der damalige Landeshauptmann Oberösterreichs, Thomas Stelzer, den Maler wieder abzurufen. Offenbar verhinderte der Koalitionsfrieden in der Bundespolitik diesen Schritt zu einem früheren Zeitpunkt. Es war also höchste Zeit, Körper, Beruf und Haltung zu junktimieren und sich zu positionieren. Ich sehe das als ein Eingreifen aus einer verantwortlichen Position heraus, möglicherweise auch mit Risiken verbunden. Das müssen wir vermehrt rechtzeitig tun, bevor wir es irgendwann nicht mehr können. Auch hier blicke ich sorgenvoll nach Ungarn, ein Land, in dem das kritische

4 Vladimir Balzer: „Ich bin in Partystimmung“. In: Deutschlandfunk Kultur, 20.5.2019, <https://www.deutschlandfunkkultur.de/museumsdirektor-nach-fpoe-skandal-ich-bin-in-partystimmung-100.html> (Zugriff: 10.2.2023).

Denken in den Institutionen schon abgeschafft ist und/oder zunehmend abgeschafft wird.

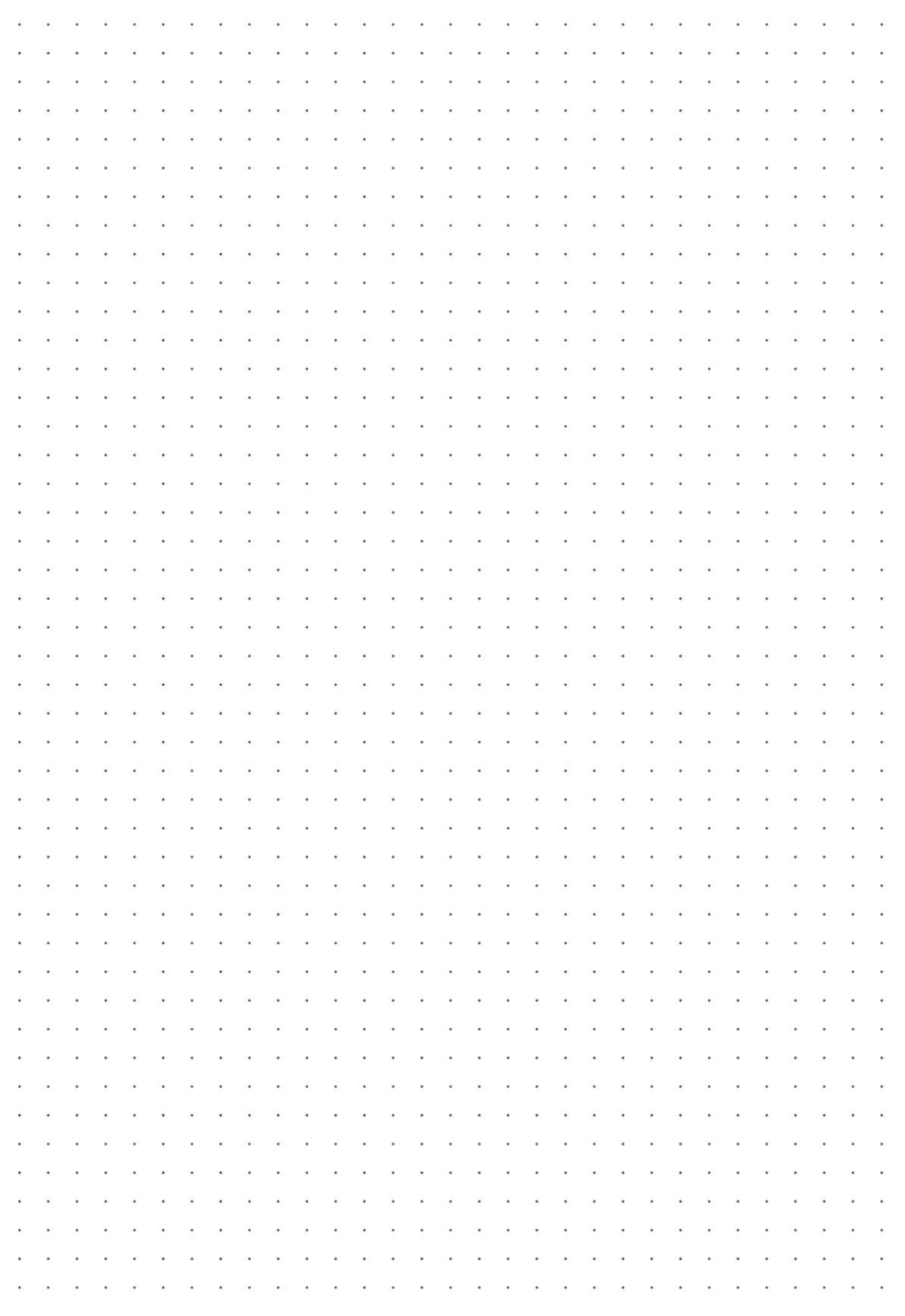
Es ist schlicht die Aufgabe der vielfältigen kulturellen Institutionen – die Museen sind nur ein Teil davon – aufgrund ihrer Haltung und ihrer notwendigen Kritik der Gesellschaft prospektive Entwicklung zu ermöglichen. Denn Veränderung ist hinsichtlich damit verbundener Umgewöhnung, möglicherweise damit bedingten Verzichts, notwendigen Umverteilens u. v. m. schwierig. Museen können aus ihrer Position heraus – traditionell ausgestattet mit Vertrauen – argumentieren, aufzeigen und herausfordern. Politik ist hingegen von Verlustängsten geprägt und reibt sich im machstrebenden parlamentarischen Verbalgefecht auf.

Das Museum kann mittels vieler Formate zur Herausbildung kritischer und multiperspektivischer Haltungen in der Gesellschaft beitragen: Ausstellungen, Workshops, sozialpädagogische Programme, Public-Science-Aktionen, Vermittlungsarbeit, performative Settings, sie alle zusammen und bestenfalls in interinstitutioneller Vernetzung bieten eine breit angelegte Zugänglichkeit. Die Schwellen der Institutionen müssen jedoch noch viel weiter abgebaut werden. Gegenwärtige *door policies* und Ticketkosten stehen uns gemeinhin eher im Weg, als dass sie uns den Möglichkeitsraum zum Diskurs öffnen. Dieser Raum hat das Ziel der geradezu selbstverständlichen Nutzung des Ortes Museum zusammen mit dessen inhärenten politischen Implikation. Wir haben für uns den Begriff der Besucher*innen gegen jenen der Nutzer*innen getauscht. Das kehrt gedanklich das Verhältnis von Institution zu Menschen um. Die daraus folgende Praxis wird in den Details des individuellen Alltags der Akteur*innen in der Institution wohl immer eine Herausforderung bleiben.





Panelbeiträge



Gleitende Übergänge, unfertige Antworten, alternative Hegemonien:¹ Strategien und Praktiken des Öffentlichmachens als Forschungsgegenstand

Hinführung und Forschungskontext

Positionen moderner Frauenbewegungen und feministische Theorie/Theorien befeuerten bzw. befeuern Diskurse um Öffentlichkeiten permanent. Wesentliche Eckpunkte lassen sich nicht leicht fassen bzw. nur grob andeuten: ‚Das Private ist politisch‘ als Parole der zweiten Frauenbewegung und das Aufbrechen der Dichotomie privat versus öffentlich; Öffentlichkeit und Privatheit als relationale Konzepte; die Frage nach räumlichen Dimensionen sowie Neubestimmungen dessen, was ‚Privatheit‘ bedeutet und wo ‚Öffentlichkeit‘ zu suchen ist; die Pluralisierung von Öffentlichkeit.² Denkt man hier postko-

- 1 Titel in Anlehnung an Andrea Hauser: Frauenalltag und Politik nach 1945. Handlungsmuster und Selbstbilder politisch aktiver Frauen in Stuttgart. In: Frauen in der Volkskunde, erst. V. d. Vorbereitungsgruppe der 1. Tagung der Kommission „Frauenforschung“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Tübingen 1984 (unveröffentlicht), S. 45–49; Karen Hagemann, Insa Tjarks, Erika Wulf: Auf der Suche nach unserer Geschichte. Bericht über Zielsetzung Arbeitsweise und Erfahrung des Arbeitskreises „Frauen“ im Museum der Arbeit e. V. In: ebd., S. 56–59; Nora Sternfeld: Das Volk, das im Museum fehlt. In: #57, (Frühling) 2021, Kultureller Populismus, <https://igbildendekunst.at/das-volk-das-im-museum-fehlt/> (15.4.2021).
- 2 Einen guten Überblick bietet hier z. B. Susanne Lettow, Ulrike Manz, Katja Sarkowsky (Hg.): Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Erfahrungen, Politiken, Subjekte, Königstein i. T. 2005; aktueller:

loniale und queere Theorien mit, von deren Seite zur Kritik etablierter Strukturen seit Langem auf die Möglichkeiten dezentrierter Öffentlichkeiten hingewiesen ist,³ wird deutlich, dass kaum ein anderer Theoriekomplex stärker und auf mehr Ebenen zur Aushandlung und Materialisierung von Öffentlichkeiten anregte als der feministisch geprägte. Die im Call zur Tagung aufgeworfene Frage, welche Zuständigkeiten sich für die Europäische Ethnologie/die Empirische Kulturwissenschaft (EE/EKW) in Zusammenhang mit unterschiedlichen Aushandlungen von Öffentlichkeiten wie auch dem Öffentlichmachen selbst ergeben, verfolge ich daher in Anschluss daran und mit Blick auf die Fachkommission für Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde.

Dazu korrespondieren die im Beitrag angestellten Überlegungen mit Ergebnissen analytischer Zwischenschritte und Daten aus zwei empirisch ausgerichteten Forschungsprojekten, die beide auf die Produktion und Vermittlung von *Geschlechterwissen* in von Antagonismen durchsetzten Feldern rekurrieren – und nach damit verbundenen Subjektivierungspotenzialen fragen.⁴ Beide Projekte richten die Aufmerksamkeit auf Subjektivierungen auf der Aktionsebene der Vermittlung sowie – in mehrerlei Hinsicht – auf das Verhältnis zwischen epistemischer und ontologischer Dimension. Außerdem setzten diese Forschungen von vornherein auf interpretative bzw. rekonstruktive

Ricarda Drüeke, Elisabeth Klaus: Feministische Öffentlichkeiten: Formen von Aktivismus als politische Intervention. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf, Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden 2019, S. 931–939, https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_109 (15.4.2021).

- 3 Z. B. Gayatri Chakravorty Spivak: Can the Subaltern Speak? In: Patrick Williams, Laura Chrisman (Hg.): Colonial Discourse and Post-Colonial Theory. A Reader. New York 1994, S. 66–111; Elisabeth Klaus, Ricarda Drüeke: Öffentlichkeit und Privatheit: Frauenöffentlichkeiten und feministische Öffentlichkeiten. In: Ruth Becker (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. 2., erw. Aufl., Wiesbaden 2008, S. 237–244.
- 4 Zum einen handelt es sich dabei um das Projekt *SCHAUPLATZ GESCHLECHTERFRONT. Antagonistische Konstellationen. Epistemische Interaktionen. Subjektivierungspotenziale*, das sich in alltäglichen Settings vollziehende Wissenstransfers fokussiert. Zum anderen liegt bereits Material aus dem DFG-Projekt *Geschlechterwissen: Vermittlungsebenen und ihre Akteu*innen* vor, das expliziter auf Formen intendierter und institutionell eingebetteter Wissensvermittlung zielt.

Analytik,⁵ sodass es Wege zu finden galt, die Reflexion des Zustandekommens eigener, ‚mein‘ Geschlechterwissen betreffender Gewissheiten analytisch mitzuführen. Die eingehendere Beschäftigung mit der Wissensproduktion der Fachkommission war zunächst aus dieser Richtung motiviert und erfolgte im Modus einer aussageanalytischen Annäherung, die über das Verhältnis ‚mein Wissen versus Fachwissen‘ perspektiviert war. Im Forschungsprozess wurde dann evident, dass Öffentlichkeit(en) tangierende Ergebnisse dieser Teilanalysen auch Pendelbewegungen hin zu Vermittlung betreibenden Akteur:innen erlauben. Zur Gründung der Kommission Frauenforschung (seit 2001 Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung) kam es im Rahmen des 24. Volkskundekongresses am 27. September 1983 in Berlin. In Form von Formulierungen wie etwa der des Ziels „Frauenforschung in der Volkskunde zu etablieren und ihr zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen“⁶ finden wir immer wieder dokumentiert, dass die Kommission zu Beginn vor allem auch Vermittlungsziele ‚nach innen‘ zu verfolgen hatte.⁷

Im Zentrum des Beitrags stehen Akteur:innen, die auf die Kategorie Geschlecht bezogene epistemische Interaktionen – vielfach

- 5 Hubert L. Dreyfus, Paul Rabinow: Michel Foucault. Beyond Structuralism and Hermeneutics. 2. Aufl., Chicago 1983; Andrea D. Bührmann, Werner Schneider: Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld 2008, S. 76–92.
- 6 Gisela Lixfeld: Einleitung: Zur Frauenforschung in der Volkskunde. In: Arbeitsgruppe volkskundliche Frauenforschung (Hg.): Frauenalltag – Frauenforschung. Beiträge zur 2. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Freiburg 22. bis 25. Mai 1986. Frankfurt a. M. u. a. 1988, S. 11–17, hier S. 11.
- 7 Zur Gründung der Kommission, auch zu Kämpfen und antagonistische Konstellationen widerspiegelnden Entwicklungen vgl. z. B. Anne Blohm, Sabine Gieske: Überlegungen zur volkskundlichen Frauenforschung – Etappen und Entwicklungen. In: Zeitschrift für Volkskunde 90, 1994, S. 169–182; Carola Lipp: Kollektivgeburt und Selbstmobilisierung: Zur Gründung der Kommission Frauen- und Geschlechterforschung 1983. Ein dokumentarischer Rückblick. In: Beate Binder, Friedrich von Bose, Katrin Ebell, Sabine Hess, Anika Keinz (Hg.): Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch. Münster 2013, S. 82–87; Nikola Langreiter, Elisabeth Timm: 25 Jahre Kommission für Frauenforschung (heute: Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung) in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Ein Gespräch mit Carola Lipp. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXII (4), 2008, S. 441–447.

unter der Bedingung von Konflikthaftigkeit – anstoßen und sie in Bewegung halten. Vor der Folie des Öffentlichmachens ist lose an den, die beiden erwähnten Forschungsprojekte anleitenden Fragehorizont nach mit Vermittlung verschränkten Aneignungsweisen angeknüpft.⁸ So geht es hier auch darum, wie vermittelnde Akteur:innen über ihre Vermittlungsstrategien und praktiken ganz bestimmte Selbstverständnisse und -verhältnisse entfalten, z. B. als Gesellschaft Gestaltende, Kämpfer:innen, Überzeugungs- und Übersetzungsarbeit Leistende oder eben auch – im Wording des Tagungstitels – als „Öffentlichmacher:innen“. Und bei näherer Betrachtung lassen sich eben auch die in unterschiedlichen Aktionsfeldern der Fachkommission angelegten diskursiven Strategien unter Aspekten ihres Subjektivierungspotenzials greifbar machen.

Vermittlungsstrategien/Strategien des Öffentlichmachens – antagonistische Konstellationen und einige Spitzlichter zur *Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung*

Bei der im April 2021 stattgefundenen 17. Arbeitstagung der Fachkommission für Frauen- und Geschlechterforschung war das Thema Antifeminismus bzw. waren Fragen des adäquaten Umgangs mit dementsprechenden Erscheinungen äußerst präsent, dies etwa unter dem Programmpunkt *Wissenschaft trifft Praxis – Konzepte und Gegenstrategien*.⁹ In diesen war u. a. die ungarische Politikwissenschaftler:in Eszter Kováts eingebunden, deren wissenschaftliche Arbeit stark auf das Verhältnis von Rechtsextremismus und Gender zielt. *Gender as symbolic glue*, 2015 gemeinsam mit Maari Põim herausgegeben, verweist in diesem Zusammenhang z. B. auf den Verein Besorgte Eltern: In der dort per Anhang ausgewiesenen Passage ist von einer, das

8 Zu Aneignungs- bzw. Subjektivierungsweisen in dispositivtheoretischer Lesart vgl. Martina Röthl: *Tiroler Privat(zimmer)vermittlung. Dispositive Bedingungen. Subjekteffekte. Aneignungsweisen*. Münster, New York 2018; dies.: *Subjektivierungsweisen. Über dispositivtheoretische Anleihen und ‚Dringlichkeiten‘ zu einer kulturalanalytischen Lesart*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 117 (1), 2021, S. 59–73.

9 Website zur 17. Arbeitstagung der Kommission Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv): *Troubling Gender. Neue geschlechterpolitische Turbulenzen in Europa*. 8.–10.4.2021, <https://troubling-gender.eu/> (16.11.2021).

gesellschaftliche Wertefundament gefährdenden und die Diktatur des Relativismus befördernden „Gender-Ideologie“ die Rede. Hinter dem Rücken der Öffentlichkeit habe sich diese in staatliche Institutionen „eingeschlichen“: „The gender ideology has crept behind the backs of the public by the EU through the state institutions, universities and training institutions up to the base of the schools and kindergartens.“¹⁰ Behauptungen wie diese sind in vielerlei Hinsicht angreifbar und widersprüchlich, *eine* Widersprüchlichkeit steckt bereits in der Phrase „behind the backs of the public“: Vom Politischen aus gedacht vollziehen Öffentlichkeiten sich niemals ‚hinter-rücks‘. Vielmehr setzt das Handlungssystem Politik, das verlangt, dass wir uns so etwas wie ‚unsere Gesellschaft‘ überhaupt vorstellen können, Öffentlichkeit voraus.¹¹

Der oben genannte und von Marion Näser-Lather moderierte Programmpunkt zielte auf die Frage, wie sich aus Praxisbeispielen lernen lässt bzw. wie sich Wissenschaft und Praxis *gemeinsam* gegen Antifeminismus richten können.¹² So lenkt das Beispiel die Aufmerksamkeit bereits auf einen wesentlichen Teilstrang der Analyse: Je stärker meine Forschungsprojekte den Fokus auf die Subjektivität Vermittlung Betreibender richteten, umso mehr orientierte sich die Auseinandersetzung mit den zunächst 16 Tagungen seit 1984 (13 Tagungsbände, Tagungsberichte, einige Zeitzeug:innengespräche) an der Frage, welches Geschlechterwissen bzw. welche Formen und Strategien seiner Vermittlung zu welchen Zeitpunkten als geeignet angezeigt waren.

- 10 Besorgte Eltern zit. in: Eszter Kováts, Maari Póim (Hg.): Gender as Symbolic Glue. The Position and Role of Conservative and Far Right Parties in the Anti-Gender Mobilizations in Europe. Budapest 2015, S. 135.
- 11 Vgl. z. B. Kurt Imhof: Theorie der Öffentlichkeit als Theorie der Moderne. In: Carsten Winter, Andreas Hepp, Friedrich Klotz (Hg.): Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen. Wiesbaden 2008, S. 65–89, hier S. 65.
- 12 Die Diskussionsbeiträge von Eszter Kováts, Juliane Lang, Sabine Grenz, Ilse Lenz und Dorothee Beck wurden auf der Tagungsseite online verfügbar gemacht (vgl. Anm. 9).

Zur heuristischen Verklammerung von Vermittlung, Vermittlungsstrategien und Subjektivität

Sogenannten Praxisbereichen (Museum, Ausstellung, aktivistische Formate etc.) waren grob überschlagen elf Prozent aller seit 1984 geleisteten Tagungsbeiträge zuzuordnen. Trennlinien waren hier nicht immer scharf zu ziehen, für die erste, 1984 in Tübingen abgehaltene Kommissionstagung wären als in den Bereich der Praxis fallend aber etwa die von Gudrun König angebotene Stadtführung *Frauenplätze in Tübingen* sowie das Panel *Frauen im Museum* zu nennen.¹³ Dieses Panel bot auch den Rahmen des Referats von Karen Hagemann, Insa Tjark und Erika Wulf über den Hamburger Arbeitskreis Frauen im Museum der Arbeit, aus dem ein Teil meines Titels stammt. Bezüglich der Vermittlung von Alltagsgeschichte gab die Gruppe zu bedenken, dass im Museum „nicht ‚fertige‘ Antworten (die vom heutigen Stand der Wissenschaft her auch gar nicht zu geben sind), sondern Informationen, Denkanregungen und Fragen vor allem mit Hilfe von Inszenierungen geboten werden“ sollten.¹⁴ In Planung war im Museum der Arbeit damals ein über Produktions- und Reproduktionsarbeit perspektivierter Schwerpunkt. Sieben Jahre später, bei der 4. Kommissionstagung in Stuttgart, wird Elisabeth Büftering daran erinnern, dass die Hamburger Museumsfrauen dazu letztlich eine Quotierung der Ausstellungsfläche nach Quadratmetern forderten.¹⁵

Mit dem Einfordern von Fläche, sprich der Besetzung von Öffentlichkeit im Sinne öffentlichen Raums, ist bereits ein aus der Perspektive der Subjektivierungspotenziale höchst relevantes Set an Handlungsoptionen benannt, die antagonistische Konstellation ist diesem – als grundlegende Voraussetzung – deutlich implizit. Ähnliches gilt für Strategien des Ein- und Neuschreibens in bzw.

13 Berücksichtigt man Beiträge mit Rückbezügen auf öffentlichkeitswirksame Formate bzw. deren Erwähnung, so erhöht sich der genannte Prozentsatz natürlich eklatant, für die Tübinger Tagung müssten dann etwa die Panels „Frauen und Film“ sowie „Frauenbilder in Trivilliteratur und Erzählforschung“ mitgerechnet werden.

14 Hagemann u. a. (wie Anm. 1), S. 58.

15 Elisabeth Büftering: Die Stadt – ein Museum für Frauen und ihre Geschichte? In: Bettina Heinrich, Christel Köhle-Hezinger, Gaby Mentges u. a. (Hg.): Gestaltungsspielräume. Frauen in Museum und Kulturforschung. Tübingen 1992, S. 68–78, hier S. 77.

von Geschichte – Hagemann u. a. sprechen hier davon, dass Frauen und Mädchen „ihre eigene Geschichte vorenthalten“ werde.¹⁶ Hinsichtlich des Aufbruchs der Frauenforschung ab den 1960er Jahren, zunächst in den USA, dann in Europa, kam den Geschichtswissenschaften eine besondere Rolle zu. Seitens der volkscundlichen bzw. der EE/EKW-Frauenforschung erfolgten Bezugnahmen auf vor diesem disziplinären Hintergrund geschnürte Strategiebündel zunächst vor allem in Rekurs auf Karin Hausen und Barbara Duden, während etwa der als Pionierin der internationalen Frauengeschichtsschreibung geltenden Historikerin Gerda Lerner kaum Aufmerksamkeit zukam. Erwähnt ist dies aufgrund Leners sehr bekannt gewordenem Credo „Jede Frau ändert sich, wenn sie erkennt, dass sie eine Geschichte hat“,¹⁷ mit dem sich eben nicht nur auf das Subjektivierungspotenzial auf Rezipient:innenseite hinweisen lässt: Implizit führt der Kernspruch auch mit, was sich Vermittelnde hinsichtlich der Effekte ihrer Arbeit erwarten dürfen – was potenziell wiederum auf deren Selbstverständnisse und verhältnisse (Schlagkraft ihres Tuns, Gestaltungsmacht etc.) wirksam wird/werden kann. Andere unter den Vorzeichen Subjektivierungspotenziale und antagonistische Konstellationen identifizierte Strategien waren z. B.: die Sichtbarmachung weiblicher Lebenszusammenhänge und Erfahrungen;¹⁸ die Plausibilisierung geschlechtlicher Diversität; der Schulterchluss mit den sogenannten Praktiker:innen und die Bildung von Kollektiven; die Erzeugung von bzw. das strategische Hantieren mit Brüchen und Diskontinuitäten; die Ermöglichung von Erfahrung bzw. die explizite Hinwendung zum Partizipativen;¹⁹ das Ansprechen von

16 Hagemann u. a. (wie Anm. 1), S. 57.

17 Gerda Lerner: Das Patriarchat ist am Ende. Gespräch mit Ursula Kubes. In: *Stimme der Frau* 7–8, 1992, S. 32.

18 Vgl. Carola Lipp: Überlegungen zur Methodendiskussion. Kulturanthropologische, sozialwissenschaftliche und historische Ansätze zur Erforschung der Geschlechterbeziehung. In: Arbeitsgruppe volkscundliche Frauenforschung (Hg.): *Frauenalltag – Frauenforschung*. Beiträge zur 2. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Freiburg, 22. bis 25. Mai 1986. Frankfurt a. M. u. a. 1988, S. 29–46; Gerlinde Hauer, Roswitha Muttenthaler, Anna Schober u. a. (Hg.): *Das inszenierte Geschlecht. Feministische Strategien im Museum*, Wien u. a. 1997.

19 Vgl. hier Beispiele aus dem Wiener Volkskundemuseum: Lukasz Nieradzik, Elisabeth Timm: *Familien machen – eine Ausstellung*.

Affekten und die Herstellung von Betroffenheit; Wege hin zu Identifikation bei gleichzeitiger Kritik an Identitätspolitik; Dekonstruktion von Natürlichkeit; das Hinweisen auf die ökonomische wie gesellschaftspolitische Nützlichkeit von Genderwissen und/oder die Positivkonnotation seines tendenziell störenden Charakters.

Quer zu den bereits genannten stehen – auf institutionellen Ebenen – stets auf die Sicherung von Ressourcen und das Etablieren beständiger Strukturen zielende Strategien. Auf Dynamiken des Politischen ist hingegen das – für EE/EWK und Geschlechterforschung ja quasi gleichermaßen zentrale – Paradigma des engagierten Eingreifens gerichtet. Damit korrespondierende Identitätsvorgaben ermöglichen vermittelnden Akteur:innen entsprechende Selbstverständnisse/Selbstverhältnisse bzw. ist ihnen damit die Subjektposition und der Status der *politischen Akteurin/des politischen Akteurs* angetragen; über damit interferierende Gesten und Praktiken können sich ‚tatsächliche‘ Aneignungen vollziehen.

***Radikale Positionierung, urgencies in Konflikt:
das Beispiel ‚Familie‘***

1984 stellte Andrea Hauser bei der Tagung in Tübingen Ergebnisse ihrer Magisterarbeit zum politischen Handeln von Frauen nach 1945 vor – aus diesem Beitrag stammt der zweite Zitatteil meines Titels. Das Bild der „gleitende[n] Übergänge“ nutzt Hauser, um es als analytisch kurzsichtig zu markieren, politisches Handeln auf den Bereich der öffentlichen Politik einzuschränken.²⁰ Ganz in dieser Lesart reüsiert bzw. kritisiert die AG Marburg im Band zur zweiten Tagung in Freiburg 1986, dass der Familienbegriff alternative Lebensformen wie Wohngemeinschaften, ‚Wilde Ehen‘ oder zusammenlebende Homosexuelle nicht berücksichtigt und solche somit diskriminiert

Retrospektive eines Experiments im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien mit Anmerkungen zu Krise und Kritik der Repräsentation. In: Berliner Blätter 67, 2014, S. 90–104; Alexandra Bröckl, Katrin Prankl: Wie soll denn das bitte gehen? Herausforderungen der Kulturvermittlung in einer historischen Schausammlung. In: VöKK Journal 3 (21), 2021, S. 11 f. Alexandra Bröckl und Katrin Prankl danke ich zudem herzlich für die Einsichten, die sie mir in ihre Arbeit an dem für das Wiener Volkskundemuseum erstellten Vermittlungskonzept *Gemeinsamkeiten? Unterschiede? – Such' das Gender!* gewährten.

20 Hauser (wie Anm. 1).

würden. Gewissermaßen und aus heutiger Sicht in Kontrast zur eingangs zitierten Passage der Organisation Besorgte Eltern, in jedem Fall aber Beispiel für die Radikalität der Zeit, schlägt das Kollektiv vor, „vom Begriff ‚Familie‘ ganz wegzukommen und ihn z. B. durch ‚Lebensgemeinschaft‘ zu ersetzen, da ‚Familie‘ immer gleich die gesamte Ideologie der ‚natürlichen Bestimmung‘ von Mann und Frau mitliefert“.²¹

In antifeministischen Feldern gelten Ehe und Familie – in ihrer traditionellen/konservativen Verhaftung – unbedingt als zentrale und schützenswerte gesellschaftliche Strukturelemente, wobei Vermittlungsstrategien vielfach mit realpolitischen Verwertungslogiken zusammenspielen (vgl. Abb. 1). Mit dem Einzelbeispiel *Familie* ist also erstens auf eine der am unüberwindlichsten scheinenden antagonistischen Konstellation an der vielbemühten ‚Geschlechterfront‘ hingewiesen. Zweitens lässt sich mit ihm ansprechen, dass sich solche analytisch stets auf mindestens zwei konträr zueinanderstehende *urgencies*/Dringlichkeiten zurückführen lassen,²² über die das je subjektive, die konflikthafte Auseinandersetzungen bedingende *Movens* greifbar und kulturanalytisch weiter verfolgbar gemacht werden kann. Im Zusammenhang hier wird mittels dieser dispo-sitivtheoretischen Folie zusätzlich evident, dass strenggenommen *allen* sich an ‚Geschlechterfronten‘ engagierenden Akteur:innen, auch solchen aus antifeministischen, wertkonservativen und/oder politisch rechts gerichteten Umfeldern, Vermittler:innen-Status zukommt. Deren Selbstanspruch zu übersehen, sich aus der je subjektiven Sicht – und Strategien eben an aus dieser Sicht anerkannten Dringlichkeiten ausrichtend – für die Gestaltung einer besseren Welt einsetzen zu wollen, dafür Sorge zu tragen und zu problematisieren, was einer solchen im Wege steht, wäre wohl bequem, aber analytisch ebenfalls kurzsichtig.

21 Frauenforschung in der Volkskunde AG Marburg: Methodologische Positionen und weiterführende Fragen in der Frauenforschung. Zur Podiumsdiskussion der ersten Tagung der Kommission Frauenforschung in der DGV. In: Arbeitsgruppe volkskundliche Frauenforschung (Hg.) (wie Anm. 18), S. 21–28, hier S. 27.

22 Vgl. Röthl 2021 (wie Anm. 8), S. 71.



Abb. 1: Wahlplakat zur Landtagswahl in Schleswig-Holstein 2017,
Foto: Creative Commons, <https://landesblog.de/blog/2017/04/19/viele-gesichter-wenig-inhalt-wahlplakate-zur-landtagswahl-2017-in-kiel/> (16.11.2021).

Abb. 2: Albatrosse auf Midway von Chris Jordan, Foto: Creative Commons,
<https://www.flickr.com/photos/usfwhq/8080507529> (16.11.2021)

Die Aktionsebene der Vermittlung – Splitter aus dem Feld

Für die gender-affine Kulturvermittlung sind mit den Inhalten aus wertkonservativen, rechten und/oder antifeministischen Diskursen liebäugelnde Menschen nun jedoch gleichzeitig antagonistische Gegenüber *und* Zielsubjekte ihrer Vermittlungsarbeit. Im Zuge meiner Feldforschungen sprach ich mit Vermittelnden über ihre Arbeit, über ihre Vermittlungsziele, ihre Strategien und auch über Kritik, die sie ihrer Arbeit entgegengebracht sehen.

,theater of proof‘ – und noch mehr urgencies ...

Die mit (Kultur)Vermittler:innen geführten Gespräche legen nahe, dass diese der oben angesprochenen Ambivalenz vielfach mit dem Aufzeigen von Bedrohungslagen begegnen – und damit auf eine Vermittlungsstrategie zurückgreifen, die eigentlich ebenfalls auf die Schaffung/Stabilisierung von *urgencies* setzt. „Klar, wenn jemand schon drin ist in so ’nem Antigender-Milieu“, sagt die Museumspädagogin Svenja Weithmann, „die holst du nimmermehr ab, obwohl: Ich rede auch mit Nazis [lacht]. Aber wenn Leute ‚nur‘, sag’ ich mal, sympathisieren, dann funktioniert’s am besten, wenn denen irgendwie klar wird: Moment, das entspricht nicht meiner Moral, das ist mir zu heiß, so will ich nicht sein – oder: Da schaffe ich mir ja selber Nachteile, da geht es mir selber an den Kragen oder es sind Menschen aus meinem näheren Umfeld betroffen oder bedroht. Und es geht dann schon immer auch darum, auf diese Bedrohungen aufmerksam zu machen, die[se] auch schonungslos zu inszenieren.“²³

Svenja Weithmann unterstreicht die Wirksamkeit des schonungslosen Hinweisens auf – Einzelne möglichst persönlich betreffende/betroffen machende – Bedrohungen. Sie spricht sich für einen auf die Schaffung bzw. Stabilisierung von *urgencies* gerichteten und damit für einen dem Genre *theater of proof* nahestehenden Vermittlungsmodus aus. Letzteren diskutiert Sven Bergmann in Rekurs auf Bruno Latour im 2019 erschienenen Kommissionsband *Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge*: Fotos wie die der toten Albatrosse auf

23 Hier und im Folgenden: Informelles Gespräch mit Svenja Weithmann am 7.12.2019 (alle Feldmaterialien wurden anonymisiert).

Midway von Chris Jordan (Abb. 2), die Bergmann als für dieses Genre bezeichnend in Anschlag bringt, führten zu Moralisierung und dem Aufruf nach schnellen, einfachen Lösungen, trügen jedoch nicht dazu bei, die Komplexität von Problemlagen zu erfassen.²⁴

Vermittlungspraktiken im Kreuzfeuer der Kritik

An diese Kritik an einer bestimmten Vermittlungspraxis anschließend – und vor dem Hintergrund empirischer Materialien, die nicht nur im musealen bzw. in Ausstellungskontexten erhoben wurden, ist hinsichtlich von Perspektiven und (Selbst)Wahrnehmungen Vermittelnder zu ergänzen, dass diese über ihren Vermittlungspraktiken entgegengebrachte Vorbehalte durchaus im Bilde sind. Kritikpunkte unrissen sie etwa mit: „nicht oder zu wenig wissenschaftlich fundiert“, „zu subjektiv“, „am Mainstream orientiert“ oder „der Politik ausgeliefert“. Der erhobene Vorwurf eines „hegemonial gewordenen Genderdiskurs[es]“ wurde in solchen Gesprächen ebenso erwähnt wie das oben schon angedeutete „Spiel mit Ängsten“ und die „Dauerdebatte“ darüber, wie komplex Inhalte sein dürfen bzw. müssen.²⁵ Eine aus dem Bereich des gendersensiblen Branding kommende Akteurin machte ihrem Ärger über mit dem letztgenannten Punkt verbundene Dilemmata im Gespräch mit mir Luft: „Entweder kommt der Vorwurf, du kratzt nur an der Oberfläche oder [betont] es kommt das Argument: ‚Das ist zu komplex, das wird nicht verstanden.‘ Und da bekomme ich dann sowieso so [betont] einen Hals.“ Geschlecht scheinete „das Komplizierteste auf der Welt zu sein“, fuhr sie fort und zog einen Vergleich, der sich gut als Kritik an den unterschiedlichen Qualitäten hegemonial gewordenen Wissens, eventuell auch an der mangelnden (Bemühung um die) Implementierung feministisch geprägter Wissensbestände deuten lässt: „Aber, weißt du“, sagt sie,

24 Sven Bergmann: Die Sorge um verwickelte Dinge von Belang. Plastik im Ozean und im Alltag. In: Beate Binder, Christine Bischoff, Cordula Endter u. a. (Hg.): Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge. Ethnographische und geschlechtertheoretische Perspektiven. Opladen u. a. 2019, S. 247–261, hier S. 248, unter Verweis auf Max Liboiron. Mit Maria Puig de la Bellacasa kommt Bergmann analytisch von Latours *matters of fact/matters of concern* zu *matters of care*, ebd. S. 249–251.

25 Zusammengefasste Aussagen aus sieben informellen Gesprächen.

„jedes Kind, jeder Vierjährige kann dir erzählen, wie das Weltall aussieht. Das ist offenbar nicht zu komplex!“²⁶

Fazit und Ausblick

Es konnte hier natürlich nicht gelingen, auch nur einen annähernden Überblick dazu zu geben, was die feministisch-geschlechterwissenschaftlich orientierte Forschung in Diskurse *um* bzw. *in* Öffentlichkeiten einbrachte und noch einbringt. Deutlich geworden sollte aber sein, dass die Auseinandersetzung mit Öffentlichkeit(en) einen ihrer zentralen theoretischen Ankerpunkte bildet – und das konkrete Angehen gegen faktische Ausschlüsse sowie Konzepte entsprechender Vermittlungsstrategien und auch Handlungslogiken darauf aufsetzen. Für die Fachkommission für Frauen-/Frauen- und Geschlechterforschung gilt, dass diese zunächst selbst Kämpfe um Sichtbarkeit und Legitimität zu führen hatte – Stichpunkt Nicht-Erwähnung der Kommissionsgründung im Band zum Berliner Kongress.²⁷ Zum aktuellen Zeitpunkt sind es antifeministische Angriffe, die die Legitimität der Geschlechterforschung infrage zu stellen versuchen. Bei der Kommissionstagung im April 2021 war augenscheinlich, dass die Ermittlung sich gegen solche Tendenzen richtender Vermittlungsstrategien und -praktiken sehr im Mittelpunkt standen. Gleichzeitig schienen grundsätzliche Fragen über die Jahre dieselben geblieben zu sein: Warum „die“ uns nicht verstehen, etwa – und was zu tun wäre, damit Allianzen zwischen Wissenschaft und Praxis besser gelängen.²⁸

Für abseits der Akademie liegende Vermittlungsebenen ist indessen festzuhalten, dass in Alltagsdiskurse nicht nur die sich an Öffentlichkeiten richtenden *Inhalte* einfließen: Ausverhandelt werden in diesen längst auch Angemessenheit und Performanz der Vermittlungsformen selbst. Betreffend der Selbstverständnisse Vermittelnder kommt damit verbundenen Erwartungshaltungen und Bewertungen ein gewisser Stellenwert zu – was es bei der Analyse zu Subjektivierungsweisen auf der Seite Vermittlung betreibender Akteur:innen zu

26 Informelles Gespräch mit Susanne Pusch am 25.7.2019.

27 Vgl. Langreiter/Timm (wie Anm. 7), S. 442.

28 Aus den Notizen zur Arbeitstagung (vgl. Anm. 9).

berücksichtigen gilt. Aktuelle Debatten scheinen in diesem Zusammenhang stark um die Bereiche Reduktion von Komplexität und Inszenierung von Dringlichkeit zu kreisen – und ironischerweise deutet vieles darauf hin, dass im Feld der Vermittlung derzeit beides als strategischer Imperativ funktioniert. Diesen Umstand zu bewerten, ist nicht Aufgabe der Analyse, steht aber definitiv im Widerspruch zur Antwort, die man als Vertreter:in der EE/EWK wohl gerne auf die einleitend genannte Frage aus dem Call geben *möchte*: Was die Zuständigkeit des Faches bezüglich unterschiedlicher Aushandlungen von Öffentlichkeiten wie auch des Öffentlichmachens selbst betrifft, stünde es der EE/EWK gut an, einfach das zu tun, was sie gut kann – nämlich behauptete Eindeutigkeit mit Mehrdeutigkeit, dem Nebeneinander verschiedener, legitimer Wahrheiten und dem *Dazwischen* zu konfrontieren.²⁹

Nun liegt auf der Hand, dass auf weniger Komplexität und das drastische Einspannen von Dringlichkeit gerichtete Forderungen über Effizienzlogiken bestimmt sind bzw. mit solchen zusammenspielen, immerhin ist Vermittelnden/vermittelnden Institutionen daran gelegen, möglichst viele Rezipient:innen zu erreichen, hohe Aufmerksamkeit zu erzielen, reichlich Wirkkraft zu entfalten. Die Übergänge zu politischer Effizienz sind hier ebenfalls *gleitend*: Das Erreichen von Öffentlichkeiten ist politisches Kapital, Öffentlichkeit korreliert aber auch mit dem Wert demokratische Selbstbestimmung an sich. Noch einmal mit Kurt Imhof gesprochen ist Demokratie dort, wo Politik nicht in ihren exekutiven und parlamentarischen Kernen gefangen bleibt und sich Bürger:innen als Gestaltende betrachten können.³⁰

Aktionsebenen der Vermittlung und als deren Akteur:innen eben auch Vermittlung Betreibende sowie die von ihnen hervorgebrachten Repräsentationen sind – so gesehen und hegemonietheoretisch gewendet, also potenziell immer – als in Aushandlungsprozesse und Kämpfe eingebunden zu veranschlagen, über die Hegemonien hergestellt, gestützt oder infrage gestellt werden (sollen). Dass Demokratie ohne Repräsentation *nicht* zu haben ist, hält auch Nora

29 Vgl. hier z. B. Klara Löffler (Hg.): *Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde* (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 20). Wien 2001.

30 Imhof (wie Anm. 11), S. 65.

Sternfeld mit Bezug auf Chantal Mouffe unermüdlich fest. Sternfeld, die nebenbei angemerkt auch Keynote-Sprecherin bei der 16. Arbeitstagung für Frauen- und Geschlechterforschung war,³¹ schlug in diesem Kontext unlängst aber auch eine subversiv anmutende, vermittelnerische Kernaufgabe vor. Die Überlegungen dazu entfaltet sie anhand des konkreten Beispiels der unter dem Titel *Die Küsten Österreichs* 2018 eröffneten Schausammlung des Volkskundemuseums Wien, die von einer Gruppe externer, zum Teil in in Asylverfahren befindlicher Kurator:innen konzipiert wurde. Sternfelds Gedanken münden in die folgende Empfehlung: Öffentliche Institutionen, die *allen* gehören – neben Museen wären also z. B. auch die Universitäten angesprochen – könnten bzw. müssten der Frage mehr Aufmerksamkeit schenken, wer dieses Kollektiv ‚alle‘ denn letztlich sei und dazu „die bestehenden Einteilungen und Zuschreibungen, im Hinblick auf die Imagination einer anderen möglichen Hegemonie herausfordern“.³² Bezüglich miteinander konkurrierender Repräsentationen ließe sich abschließend auch noch einer – zugegebenermaßen etwas polemischen – Aussage Bernd Stegemanns zustimmen: Der Dramaturg und Publizist, der seit Gründung Vorsitzender des Trägervereins Aufstehen ist, hält es keinesfalls für einen Zufall, „dass griechische Tragödie und attische Demokratie nahezu zeitgleich erfunden wurden“.³³ Das Bild der

- 31 Sternfelds Vortragsmanuskript zum Beitrag bei der Tagung *Archiving Feminist Futures: Temporality and Gender in Cultural Analysis* (Humboldt Universität Berlin, 2.11.2018) ist abrufbar unter: https://documenta-studien.de/media/1/Nora_Sternfeld_Something_didn_t_feel_right_EN_FINAL.pdf (16.11.2021).
- 32 Sternfeld (wie Anm. 1); dies.: Wollen wir den totalen Präsentismus? In: *butchers blätter* 2, 2021, S. 8–12. Eine theoretische Rückführung, die unter dem Label „Ideologische Öffentlichkeit“ u. a. berücksichtigt, dass es die Betonung des Organisations-Aspektes ist, durch die Antonio Gramscis Klassentheorie auf eine „öffentlichkeitssensible Klassentheorie“ hinauskommt, findet sich in Sebastian Seivgnani: *Ideologische Öffentlichkeit. Zur Organisation gesellschaftlicher Erfahrung im Kapitalismus*. In: Ders., Uwe Krüger (Hg.): *Ideologie, Kritik, Öffentlichkeit. Verhandlungen des Netzwerks Kritische Kommunikationswissenschaft*, Leipzig 2019, S. 12–45, hier S. 20 f., <https://doi.org/10.36730/ideologiekritik.2019.2> (19.11.2021). Zum Konzept *Die Küsten Österreichs* siehe <https://www.volkskundemuseum.at/diekuestenoesterreichs> (19.11.2021).
- 33 Philipp Hauer: Man muss die Strategie im Umgang mit Rechts völlig neu erfinden. Interview mit Bernd Stegemann. In: *Das Wohl im Blick. Das Magazin der Grünen* 01, 2018, o. S.

Bühne respektive der Arena, drängt sich allerdings nicht nur bezüglich der um das ‚richtige‘ Geschlechterwissen ausgetragenen Kämpfe, sondern auch hinsichtlich der längst auf Ebenen von Alltagsdiskursen disputierten Fragen nach Angemessenheit und Zulässigkeit von Vermittlungsstrategien sowie Präsentationsformen auf. Mit Blick auf die Analysefolie der antagonistischen Konstellation reiht sich hier außerdem der Aspekt der ‚tragischen‘ und für Polarisierung (wie) gemachten Stoffe ein, die an/durch Kampflinien provoziert, produziert bzw. erzähl- und vermittelbar werden.

„Doing HCB“ Dimensionen des öffentlichen Hexachlorbenzol-Diskurses in Kärnten¹

Am 26. November 2014 wurde von der Kärntner Landesregierung in einer Pressekonferenz bekanntgegeben, dass der Schadstoff Hexachlorbenzol (HCB)² bei Untersuchungen in Milch und Futtermitteln landwirtschaftlicher Betriebe im Görtschitztal gefunden worden war. Das Görtschitztal mit den Gemeinden Brückl, Eberstein, Klein Sankt Paul und Hüttenberg ist eine geografische Region, die im Bezirk Sankt Veit nördlich der Kärntner Landeshauptstadt Klagenfurt liegt. Das HCB war aufgrund unzureichender Temperaturen beim Brennen von belastetem Blaukalk der in Brückl ansässigen Donau Chemie AG freigesetzt worden. Für die Verbrennung verantwortlich waren die Wietersdorfer & Peggauer Zementwerke (w&p Zement GmbH), einer der größten Arbeitgeber im Tal.

Wegen seiner hohen Fettlöslichkeit reicherte sich das HCB in der Umwelt und Nahrungskette an, wovon besonders die

- 1 Dieser Beitrag basiert auf den Erkenntnissen meiner Masterarbeit. Vgl. Roland W. Peball: Doing HCB. Die diskursiv-praktische Herstellung der HCB-Causa im Görtschitztal. Masterarb., Klagenfurt 2019.
- 2 Laut AGES, der *Österreichischen Agentur für Gesundheit und Ernährungssicherheit*, ist Hexachlorbenzol „ein persistenter (schwer abbaubarer), organischer Schadstoff, der in der Umwelt ubiquitär (allgegenwärtig) verbreitet ist und sich aufgrund seiner hohen Fettlöslichkeit in der Nahrungskette anreichert.“ Aufgrund seiner gesundheitsschädlichen Eigenschaften („möglicherweise krebserzeugende, leber- und nierenschädigende Wirkung sowie eine schädigende Wirkung auf Embryo und Fötus“) zählt es zu jenen zwölf Chlorverbindungen, die mit der Stockholmer Konvention 2004 weltweit verboten wurden. Vgl. AGES: Hexachlorbenzol, <https://www.ages.at/mensch/ernaehrung-lebensmittel/rueckstaende-kontaminanten-von-a-bis-z/hexachlorbenzol> (13.2.2022).

Landwirtschaft im Tal betroffen war, indem durch den Schadstoff neben Futtermitteln und Milch auch Fleisch kontaminiert wurde.

Diese Vorkommnisse und ihre Konsequenzen waren unter anderem als „HCB-Skandal“, „HCB-Belastung“ oder „HCB-Fall“ Gegenstand eines öffentlichen Diskurses, der zu den Kernthemen der medialen Berichterstattung in Kärnten und auch österreichweit im Jahr 2015 zählte und das Bild des Görttschitztals als „Gift-Tal“ über die Landesgrenzen hinaus bestimmte. Die „HCB-Causa“ – wie sie am Institut für Kulturanalyse in Klagenfurt im Zuge des Projekts *Echoes from invisible Landscapes*³ benannt wurde – verweist auf eine unsichtbare oder verborgene Kulturlandschaft hinter dem konstruierten Bild des „vergifteten Tales“. Auf Basis des interpretativ-analytischen Forschungsprogramms der Wissenssoziologischen Diskursanalyse (infolge kurz WDA) – hauptsächlich nach Reiner Keller⁴ – wurde aus einer kulturanalytischen Perspektive die diskursive Konstruktion der HCB-Causa analysiert.

Es ging dabei primär – aber nicht nur – um sprachliche Performanz (daher *doing* HCB), im konkreten Fall um diskursive Praktiken des Sprachgebrauchs, mit denen innerhalb der Causa Identitäten hergestellt und ausagiert wurden. Hierfür wurden unter anderem die Dimensionen des öffentlichen HCB-Diskurses untersucht, die ihn als Prozess akteur:innenspezifischer Krisenkommunikation und als Ringen bestimmter Typen von Teildiskursen, sogenannter

- 3 *Echoes from invisible Landscapes* war ein zweijähriges, im Rahmen des *Creative Europe*-Programms der Europäischen Union gefördertes Projekt mit künstlerischem Schwerpunkt, das in der Alpen-Adria Region von Österreich und Slowenien bis Kroatien angesiedelt war. Vgl. die Website des Projekts: <https://echoesfrominvisiblelandscapes.com/> (10.2.2022).
- 4 Vgl. u. a. Reiner Keller: Wissenssoziologische Diskursanalyse als interpretative Analytik. In: Ders., Andreas Hirsland, Werner Schneider u. a. (Hg.): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung. Köln 2005, S. 40–76; ders.: Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissensanalytischen Profilierung der Diskursforschung. In: *Historical Social Research* 33 (19), 2008, S. 73–107; ders.: Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. 3. Aufl., Wiesbaden 2011; ders.: Zur Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In: Ders., Inga Truschkat (Hg.): *Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse*, Bd. 1: Interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden 2013, S. 27–68.

„Risikodiskurse“,⁵ um Hegemonie und Deutungshoheit begreifbar machen. Neben narrativen Mustern der Versachlichung, Skandalisierung und Dramatisierung kam hier vor allem naturwissenschaftlichem und technischem (Expert:innen-)Wissen eine gewichtige Rolle zu.

Im Sinne des Tagungsthemas geht es in diesem Beitrag vor allem um eine analytische Perspektive auf Öffentlichkeit, die erklärbar macht, wie sich Öffentlichkeiten konstituieren und verändern, was wiederum Hinweise für eine volkscundlich-kulturwissenschaftliche Agenda des *Problematisierens und Sorgetragens* geben kann.

Diskursperformanz zwischen Zeichenhaftigkeit und Praxis

Diskurs ist im deutschen Sprachgebrauch meist je nach Kontext ein vieldeutiger bildungssprachlicher Terminus, der sowohl öffentlich erörterte Themen – wie im Fall der HCB-Causa – als auch spezifische Argumentationsketten oder politische Positionierungen und Äußerungen in aktuellen Debatten meinen kann. Wenn im Folgenden von Diskurs die Rede ist, so soll der Begriff im (Post-)Foucaultschen Sinn verstanden werden, an den das analytische Forschungsprogramm der WDA anschließt.

Der von Keller verfolgte Ansatz ist als Ergänzung der hermeneutischen Wissenssoziologie und ihrer von Peter L. Berger und Thomas Luckmann⁶ ererbten Fokussierung mikrosoziologischer Analysen auf der Ebene individueller Akteur:innen und deren Wissensstände und Deutungsleistungen angelegt. Die WDA schlägt den Bogen zu den poststrukturalistischen Diskurstheorien und eröffnet so einen analytischen Zugang zur Ebene kollektiver Wissensvorräte und den Prozessen ihrer Erzeugung, Zirkulation und Manifestation, die somit als *diskursiv* gefasst werden können.

Die „gesellschaftliche Konstruktion“ wird von Keller als „diskursive Konstruktion“ gedacht, wobei er an Norbert Schrüfer und dessen Überlegungen zu einer „mittlere[n]“ Gebrauchsebene der sozialen

5 Lau Christoph: Risikodiskurse. Gesellschaftliche Auseinandersetzungen um die Definition von Risiken. In: Soziale Welt 40, 1989, S. 418–436.

6 Peter L. Berger, Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M. 2009 (Orig. 1966).

Konventionalisierung“ anschließt und vorschlägt, Diskurse als „Pragmatiken mittlerer Reichweite [...] zu begreifen und zu analysieren“.⁷

Relevant – auch in Hinblick auf eine empirische Kulturwissenschaft, die an der lebensweltlichen Praxis und dem Alltag der Menschen interessiert ist – ist aber bereits Michel Foucaults in der *Archäologie des Wissens* formuliertes Interesse, Diskurse „nicht – nicht mehr – [...] als Gesamtheit von Zeichen [...], sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“.⁸

Dies bedeutet keineswegs, dass Diskurse nicht zeichenhaft wären. Diskurse bestehen primär aus Zeichen, die der sprachlichen Performanz als Vehikel dienen, jedoch benutzen Diskurse „diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses *mehr* macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses *mehr* muß man ans Licht bringen und beschreiben.“⁹

Von einem diskurslinguistischen Standpunkt nach Ingo Warnke und Jürgen Spitzmüller aus betrachtet, ist die ontologische Frage, ob es einen Diskurs hinter dieser sprachlichen Performanz gibt, oder ob die sprachliche Performanz der Diskurs ist, dabei kaum relevant, da sich diese Dichotomie forschungspraktisch auflöst: „[W]ir haben nur die sprachliche Performanz als zu analysierenden Gegenstand, wir möchten über diese aber auch etwas erfahren über die in diesen ‚Aufführungen‘ ‚zur Sprache kommen-den‘ Wissenssysteme oder -segmente, habituell gewordene Gedanken etc. [...]“.¹⁰

Erweitert man die diskurslinguistische Perspektive konsequent um die Annahme einer generellen Zeichenhaftigkeit des praktischen Handlungsvollzugs, auch jenseits der Ebene der rein

7 Norbert Schröer: Quasi-ideales Zeichensystem und Perspektivität. Zur intersubjektiven Konstitution sprachlicher Zeichensysteme in der Protozoologie Thomas Luckmanns. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 28 (1), 2002, S. 105–118, hier S. 116 f.; und Keller 2011 (wie Anm. 4), S. 204.

8 Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M. 1973 (Orig. *L'archéologie du savoir*. Paris 1969), S. 74.

9 Foucault (wie Anm. 8), S. 74.

10 Ingo H. Warnke, Jürgen Spitzmüller: *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin, Boston 2008, S. 232.



Abb. 1: Ziviler Protest während der HCB-Causa (Fotograf*in unbekannt, <https://www.mein-klagenfurt.at/mein-klagenfurt/events-veranstaltungen/warst-du-dabei/juni-2015/protestmarsch-fuer-eine-gesunde-zukunft-der-kinder-im-goertschitztal/?L=1>)

sprachlichen Zeichen, der im Prozess der sozialen Interaktion immer zugleich von seinen Akteur:innen gedeutet sowie aktiv und performativ interpretiert wird, ungeht man eine eventuelle Dichotomisierung von Zeichen und Praxis, die den Blick für die Wirkung der Diskurse auf die Lebenswelt eben dieser Akteur:innen verstellen würde. Selbst nicht sprachlich-diskursive Praktiken¹¹ wie beispielsweise das Tragen von Gasmasken, Schutzanzügen oder des Symbols für Biogefährdung an der Kleidung und auf Plakaten, das Hochhalten von Protestschildern oder das Aufstellen von Grablichtern sowie das demonstrative Abladen von als kontaminiert geltenden Lebensmitteln vor der Zentrale einer der involvierten Firmen im Zuge von Demonstrationen und Protestmärschen während der HCB-Causa, ja bereits das Demonstrieren selbst, sind *sprechende Akte*, die von den *wissenden* Adressat:innen *gelesen* bzw. verstanden werden können (siehe Abb. 1).

¹¹ Dazu zählen in der WDA etwa spezifische Gesten und Symboliken, die nicht Teil des Diskurses sind, aber sehr wohl auf ihn verweisen – auch das Tragen spezifischer Accessoires oder Kleidungsstücke kann diesem Bereich zugeordnet werden. Diese Praktiken umfassen somit alle „symbolisch aufgeladene[n] Handlungsweisen innerhalb eines Diskurses, die seine Geltung durch ihren Vollzug stützen, aktualisieren und reproduzieren“. Keller 2011 (wie Anm. 4), S. 256.

Expertendiskurs(e) und öffentlicher (Inter-)Diskurs der HCB-Causa

Davon ausgehend, dass Diskurse nicht nur bezeichnen, sondern, wie es Philip Sarasin – an Foucault anschließend – formuliert, Zeichen verwenden, um „Ordnung zu stiften, Grenzen des Sagbaren zu errichten und um Objekte des Wissens hervorzubringen“,¹² ist es vor allem wichtig, den Modus einer solchen diskursiven Konstruktion von Wirklichkeit nachzuvollziehen – daher, wie sie ihre Objekte bilden, auf ihre Subjekte wirken, definieren, was *wahr* oder *falsch* ist, festlegen, wer das Recht hat, zu sprechen, sowie wann und wo.

In der HCB-Causa in Kärnten machte die Tatsache, dass der Giftstoff Hexachlorbenzol mit dem primären Wahrnehmungsapparat nicht erfahrbar ist und in geringer Dosierung keine unmittelbaren Symptome hervorruft, eine Deutung durch den oder die Einzelne:n nur vor dem Hintergrund bestehender Wissensangebote möglich. Dieser Problematik ist der unhintergehbare Zusammenhang von Wissen und Macht (*savoir/pouvoir*), wie es Foucault beschreibt, inhärent.¹³

Macht bedeutet in diesem Fall – wie Gayatri Spivak es aufschlüsselt – im Sinne des französischen Wortes *pouvoir* vor allem auch Handlungsmacht, beziehungsweise *Handlungsvermögen* (*pouvoir faire*):¹⁴ Erst durch ein bestimmtes, erworbenes Wissen *können* wir bestimmte Handlungen ausführen, verfügen wir über eine entsprechende (Handlungs-)Kompetenz. Diese Kompetenz kann dann wieder im herkömmlicheren Sinne des Verständnisses von Macht eine Ermächtigung, ein *Enabling*, für soziale Akteur:innen bedeuten.¹⁵

12 Philipp Sarasin: Michel Foucault zur Einführung. Hamburg 2005, S. 98.

13 Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M. 1994 (Orig. *Surveiller et punir. Naissance de la prison.* Paris 1975), S. 34 f.

14 Gayatri C. Spivak: More on Power/Knowledge. In: Donna Landry, Gerald McLean (Hg.): *The Spivak Reader.* New York, London 1996, S. 141–174, hier S. 151. Auf Spivaks Ausführungen zu diesem Thema verweist auch Keller 2011 (wie Anm. 4), S. 140.

15 Man kann an dieser Stelle auch von Agency sprechen – im Sinne von Anthony Giddens: *The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration.* Berkeley, Los Angeles 1984, S. 9. Dessen „Theorie der Strukturierung“ spielt im Ansatz der WDA eine wesentliche Rolle. Vgl. Keller 2011 (wie Anm. 4), S. 189 f. und S. 205–209.

Genau hier spielen Wissenspolitiken und Wissensregime diskursiv-kommunikativer Prozesse, die Öffentlichkeiten konstituieren, wie es im Call zu dieser Tagung formuliert wurde, eine entscheidende Rolle: Ob eine Gefährdung vorlag und somit ein Risiko bestand, war nur mittelbar auf dem Wege der mathematischen Abstraktion einschätzbar. Letztere, so legt es die linguistische Anthropologie nahe, macht eine performative Interpretation durch Expertinnen und Experten nötig. E. Summerson Carr zufolge ist Expertise eine interaktive und kommunikative Praxis, die sich in Machtbeziehungen manifestiert. Sie ist weit mehr etwas, das Menschen *tun* und in dem sie institutionell (und ideologisch) sozialisiert werden, als etwas, das sie als inhärente Eigenschaft (in Form von Wissen) besitzen.¹⁶ Expert:innen befassen sich einerseits mit Klassen kulturell wertvoller Dinge („classes of culturally valuable things“), die für andere Menschen nicht bzw. nur schwer zugänglich oder ‚unleserlich‘ sind, andererseits sprechen sie aus einer autoritären Position auch über Dinge, die allgemein zugänglich sind.¹⁷ Es geht also aus einer wissenssoziologischen Perspektive um Personen, die über ein explizites Wissen, über ein „Sonderwissen“ nach Schütz und Luckmann,¹⁸ verfügen – und zwar ganz im Sinne von *Verfügungsgewalt* oder besser *-macht (pouvoir)*. Ein Wissen, über das andere nicht verfügen *können* oder *dürfen*, worauf diese aber in bestimmten Situationen angewiesen sind, um individuell und sozial handeln zu können. Das gilt insbesondere für Wissensbestände, welche die eigene Kompetenz übersteigen – speziell die sozial beigemessene, denn die Kompetenz der Expert:innen ist als *Professionalität* institutionalisiert und legitimiert.¹⁹

Um zu erklären, wie dieses Wissen zu den Betroffenen und Akteur:innen in der HCB-Causa kam, muss ein Blick auf die diskursiven Formationen der HCB-Causa geworfen werden: Neben den

16 E. Summerson Carr: Enactments of Expertise. In: Annual Review of Anthropology 39 (1), 2010, S. 17–32, hier S. 18 f., <https://www.jstor.org/stable/25735097> (11.2.2022).

17 Vgl. Carr (wie Anm. 16), S. 21 f.

18 Vgl. Alfred Schütz, Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt. Konstanz 2003, S. 418 ff.

19 Ronald Hitzler: Wissen und Wesen des Experten. Ein Annäherungsversuch – zur Einleitung. In: Ders., Anne Honer, Christoph Maeder (Hg.): Expertenwissen. Die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit. Opladen 1994, S. 13–30, hier S. 13 ff.

unterschiedlichen *Expert:innen-* oder *Spezialdiskursen* (des Rechts, der Medizin etc.) sind vor allem die „öffentliche[n] Definitionskämpfe zwischen kollektiven Akteuren [, die] nicht nur über Argumente, sondern über praktische sowie symbolisch-rhetorische Strategien und im Rückgriff auf unterschiedlichste Ressourcen ausgetragen“²⁰ werden von Interesse. Diese ebenfalls diskursförmigen Aushandlungsprozesse und Kämpfe um Deutung der Verhältnisse oder ‚Wahrheit‘, die sich an allgemeinen Teilnehmer:innen und Publika orientieren, nennt Keller anschließend an den symbolischen Interaktionismus „*öffentliche Diskurse*“ („*public discourses*“).²¹ Sie bilden gerade jenen Bereich, der für die HCB-Causa als Forschungsfeld konstitutiv war.

In der WDA werden sowohl Spezialdiskurse als auch öffentliche Diskurse als „diskursive Formationen betrachtet und im Hinblick auf ihre Formationsregeln und Verläufe, das in ihnen festgeschriebene Wissen und dessen Effekte untersucht“.²²

Der öffentliche HCB-Diskurs lässt sich dabei als „Interdiskurs“²³ verstehen, welcher, so Jürgen Link, einen „reintegrierenden Wissensbereich“ zwischen Spezialdiskursen darstellt, dessen Funktion „nicht in professionellen Wissenskombinaten, sondern in selektiv-symbolischen, exemplarisch-symbolischen, also immer ganz fragmentarischen und stark imaginären Brückenschlägen über Spezialgrenzen hinweg für die Subjekte“ liegt.²⁴

Für Anne Waldschmidt u. a., die den Alltag „in seiner spezifischen Bedeutung für Wissenserwerb und Selbstkonstitution der Subjekte“²⁵ in die methodologischen Debatte der Diskursanalyse miteinzubeziehen suchen, handelt es sich beim Interdiskurs folglich „um

20 Keller 2011 (wie Anm. 4), S. 75.

21 Vgl. Keller 2011 (wie Anm. 4), 74 f.

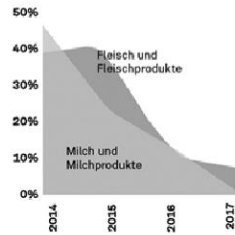
22 Keller 2011 (wie Anm. 4), S. 232.

23 Der Begriff geht auf Foucault zurück, der von „interdiskursiver Konfiguration“ (Foucault [wie Anm. 8], S. 226) spricht, wenn er die Verbindungen von Diskursen untereinander meint. Michel Pêcheux entwickelte darauf aufbauend eine Perspektive des Interdiskurses als Funktionsprinzip der Diskursivität an sich. Vgl. Michel Pêcheux: Metapher und Interdiskurs. In: Jürgen Link, Wulf Wülfing (Hg.): Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Fallstudien zum Verhältnis von elementarem Wissen und Literatur im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1984, S. 93–99, hier S. 97.

24 Jürgen Link: Warum Diskurse nicht von personalen Subjekten „ausgehandelt“ werden. Von der Diskurs- zur Interdiskurstheorie. In: Keller u. a. (Hg.) (wie Anm. 4), S. 77–100, hier S. 87.



ÜBERSCHREITUNG DER HCB- RICHTWERTE IN LEBENSMITTELN



Die MedUni Wien setzte Richtwerte für Lebensmittel aus dem Görtschitztal fest, die besagen, wie lange der HCB-Gehalt unbedenklich ist.

Abb. 2: Wissensangebote aus den Expert*innendiskurs(en) in den Medien, Grafiken: Vanja Ivancevic und APA

einen wenig konturierten, eher (re-)integrierenden und komplexen Diskurstypus, der folgende Merkmale aufweist: Bedeutungsaufklärung und Polyvalenz, unscharfe Grenzziehungen, Hybridität und Bildhaftigkeit“.²⁶ Hierbei geht es um den Modus der Übertragung diskursiven Wissens in den Alltag der Menschen (siehe Abb. 2).

Der öffentliche HCB-Diskurs: Kontrolldiskurs und Gefahrendiskurs

Betrachtet man die Häufung von Aussageereignissen des öffentlichen HCB-Diskurses infolge der Pressekonferenz der Kärntner Landesregierung am 26. November 2014, so markierte sie den Beginn der Aufschwung-Phase der öffentlich-medialen Thematisierung der HCB-Causa und erreichte sehr schnell auch ihre Etablierung als „Skandal“²⁷ um ein „vergiftetes Tal“.

- 25 Anne Waldschmidt, Anne Klein, Miguel Tamayo Korte u. a.: Diskurs im Alltag – Alltag im Diskurs. Ein Beitrag zu einer empirisch begründeten Methodologie sozialwissenschaftlicher Diskursforschung. In: *Historische Sozialforschung* 33 (1), 2008, S. 313–343, hier S. 340.
- 26 Waldschmidt u. a. (wie Anm. 25), S. 321.
- 27 Steffen Burkhardt: Skandal, medialisierter Skandal, Medienskandal: Eine Typologie öffentlicher Empörung. In: Kristin Bulkow, Christa Petersen (Hg.): *Skandale: Strukturen und Strategien öffentlicher Aufmerksamkeitserzeugung*. Wiesbaden 2011, S. 131–155, hier S. 142.

Der öffentliche Diskurs in dieser Zeit weist insbesondere in seiner interdiskursiven Verzahnung mit dem politischen Diskurs in der Kommunikation und den – je nach Akteur:innen – spezifischen „Motivvokabularien“²⁸ starke Tendenzen der Dramatisierung und Skandalisierung seitens der politischen Opposition und der Zivilgesellschaft einerseits und Bestrebungen der Deeskalation und Beschwichtigung durch die Behörden und die involvierten Firmen andererseits auf, was sich in unterschiedlichen Ästhetiken und Deutungsmustern niederschlägt, die zwischen Ästhetisierung bzw. Idyllisierung der (Natur-)Landschaft sowie einem Szenario der Gefahr oder Bedrohung oszillieren.

Bereits zu diesem Zeitpunkt zeichnete sich die Gestalt unterscheidbarer Teildiskurse ab, die einen Kampf um Hegemonie und Interpretationshoheit führten, wobei die HCB-Causa in ihrem zeitlichen und narrativen Verlauf zwei Dimensionen aufweist: Eine kurzfristige, ereignis-/krisenbezogene Dimension und eine längerfristige, grundsatzbezogene Dimension, die eine persistente Gefährdung, ein fortbestehendes Risiko durch diesen und weitere Schadstoffe in Form von Altlasten sowie als Folge des aktuellen Industriebetriebs im Tal umfasst.

Die beiden Teildiskurse oder Diskurspositionen lassen sich anschließend an den Begriff der „modernen Risiken“²⁹ nach Ulrich Beck sowie dem darauf aufbauenden Begriff des „Risikodiskurses“³⁰ nach Christof Lau und weiteren Ausführungen Reiner Kellers³¹ als

28 Unter dem Begriff „Motivvokabularien“ beschreibt Keller in Anschluss an Charles W. Mills die Entstehung (oder Konstruktion) von Interesse durch Sprache und Diskurse sowie die soziale und historische Situiertheit des Zusammenhangs von Interessen und den Mitteln ihrer Verfolgung. Vgl. Keller 2011 (wie Anm. 4), S. 254. Mills zufolge sind Motive „typical vocabularies having ascertainable functions in delimited societal situations. Human actors do vocalize and impute motives to themselves and to others [...]. Rather than fixed elements ‚in‘ an individual, motives are the terms with which interpretation of conduct by social actors proceeds.“ Charles W. Mills: *Situated Actions and Vocabularies of Motive*. In: *American Sociological Review* 5 (6), 1940, S. 904–913, hier S. 904, <https://www.jstor.org/stable/2084524> (11.2.2022).

29 Ulrich Beck: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M. 1986.

30 Lau (wie Anm. 5).

31 Keller 2011 (wie Anm. 4), S. 309–313.

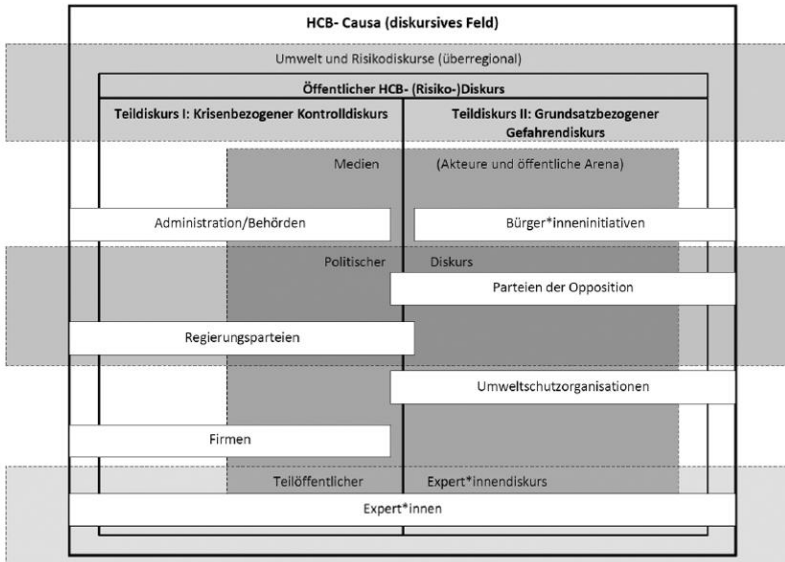


Abb. 3: Das Diskursfeld HCB-Causa, Grafik: Roland Peball

krisenbezogener Kontrolldiskurs und *grundsatzbezogener Gefahrendiskurs* definieren.

In der Grafik (siehe Abb. 3) wurde versucht, die Diskurse und (kollektiven) Akteure der HCB-Causa in ihrer Positionierung und Interdependenz abzubilden sowie die interdiskursiven Verzahnungen des öffentlichen HCB-Diskurses mit anderen Diskursen kenntlich zu machen. Aus Gründen der Darstellbarkeit wurden nur die in dieser Analyse prägnantesten Diskurse abgebildet: daher die Umwelt- und Risikodiskurse, denen der HCB-Diskurs zugerechnet werden kann, der politische Diskurs als bestimmte diskursive Formation des Politischen und der Expert:innendiskurs als Sammelbegriff für alle teilöffentlichen Spezialdiskurse des Rechts, der Wissenschaft, Medizin, Wirtschaft usw., die innerhalb der Causa eine Rolle spielten und im öffentlichen Interdiskurs unter dem Begriff der Expertise subsumierbar sind. Zudem wurden die Medien in ihrer Doppelrolle als Akteure einerseits und als öffentliche Arena andererseits gezeigt.

Der *Kontrolldiskurs* setzt dabei auf Deeskalation und sucht den Status quo und die sozialen (materiellen wie symbolischen) Ordnungen zu verteidigen sowie die Causa als Unglücksfall und

Ausnahme von der Norm zu definieren. Der *Gefahrendiskurs* hingegen ficht genau diese etablierten Ordnungen an und will einen Wandel hin zu mehr Sicherheit und Umweltschutz herbeiführen. Seinen Akteur:innen geht es, folgt man Kellers Ausführungen in Anlehnung an ein Konzept Bruno Latours, darum, „Artefakte, Natur und Soziales nicht als getrennte Entitäten, sondern als notwendig riskante und damit gefahrenträchtige Verwicklungen zu konturieren. Dieser ‚Gefahrendiskurs‘ stellt die moderne Idee der sicheren Kontrollgesellschaft infrage und setzt an ihre Stelle die kollektive Not und Bedrohtheit einer Gefahrengemeinschaft.“³²

Expert:innen- oder Spezialdiskurse spielen in beiden Teildiskursen eine Rolle, sowohl als Ressource als auch als Legitimationsinstanz, und werden entlang anderer Deutungsmuster in die jeweiligen Diskursnarrative miteingewoben.

Fazit: Diskursanalyse und Ethnografie

Zwei Beobachtungen aus der Analyse der HCB-Causa sind für meine abschließenden Überlegungen zentral: Zum einen fällt auf, wie einige der Akteur:innen in der Causa sich vor allem in einer chronologischen Betrachtung beider Diskurspositionen bedienen. Speziell die Oppositionsparteien, aber auch die medialen Akteur:innen und sogar Umweltschutzorganisationen näherten sich tendenziell dem hegemonialen Kontrolldiskurs an, verstummten oder traten nur mehr vereinzelt (öffentlich) diskursiv in Erscheinung. Ein Umstand, der sich neben der Abschwung-Phase der medialen Konjunktur der HCB-Thematik mit den Systemen der Ausschließungen der Diskurse erklären lässt: Wer sich nicht des dominanten, hegemonialen und daher ‚machtvollen‘ Diskurses bedient, läuft Gefahr, marginalisiert oder gänzlich ausgeschlossen zu werden.

Zum anderen ist interessant, wie und warum der Kontrolldiskurs es überhaupt vermochte, den „Wettlauf der Interpretation“³³ recht schnell für sich zu entscheiden. An dieser Stelle setzt mein Ausblick auf zukünftige Diskursforschung im Rahmen einer empirischen

32 Keller 2011 (wie Anm. 4), S. 311.

33 Keller 2011 (wie Anm. 4), S. 312.



Abb. 4: Zement- und Dürftwerke Wintersdorf um 1930 (Foto: W. Wagner, Wien III)

Kulturwissenschaft an: Die Herangehensweise in meiner Masterarbeit war über weite Teile rein diskursanalytisch, verwies aber durch eine Fokussierung auf die diskursive Praxis der Akteur:innen sowie ethnografische Erkundungen im Zuge des *Echoes*-Projekts auf die ‚verborgene‘ Kulturlandschaft, das heißt auf empirische Befunde abseits der (als solche dezidierten) Diskursebene.

Um Diskurse empirisch-kulturwissenschaftlich bzw. kulturanalytisch zu analysieren, ist eine Perspektive darauf, wie sie sich manifestieren, daher auf Bereiche der Praxis beziehen, unerlässlich. Es bedeutet, zu beschreiben, wie Diskurse von sozialen Akteur:innen produziert und reproduziert werden³⁴ und wie sie die Welt ‚hinter den Zeichen‘ beeinflussen und gestalten.

Reiner Keller spricht in diesem Zusammenhang von „Diskursethnographie“, die eine stärkere Hinwendung zur Analyse diskursiver und nicht diskursiver Praktiken sowie zur materiellen Gestalt der Diskurse in Form der Dispositive ermöglichen soll und über die übliche Ethnografie der Kommunikation hinausgeht.³⁵ Kellers Desiderat wurde unter anderem von Rixta Wundrak aufgegriffen. Ihr zufolge wird eine solche Diskursethnografie z.B. dann

³⁴ Keller 2011 (wie Anm. 4), S. 253 ff.

³⁵ Vgl. Keller 2011 (wie Anm. 4), S. 260.

interessant, wenn neue Sprechweisen entstehen, sich transformieren oder wenn Diskurse bestimmte Interaktionen im Alltag erzwingen.³⁶

Durch solch einen ethnografischen Ansatz könnten die Wechselwirkungen zwischen Diskursen und Alltag, zwischen Dispositiven und diskursiver sowie nicht diskursiver Praxis erforscht und historisch kontextualisiert werden. In der HCB-Causa muss etwa die lange Industriegeschichte des Tals berücksichtigt werden, wenn wir über die spezifische Art und Weise sprechen, wie die Anwohner:innen mit der Situation umgegangen sind. Nur unter diesem Gesichtspunkt ist es, abseits theoretischer Überlegungen zum Typus der Risikodiskurse, erklärbar, warum der Kontrolldiskurs relativ schnell hegemonial, während der Gefahrendiskurs zunehmend marginal wurde. Ich argumentiere, dass dies mit der kollektiven historischen Erfahrung des Erzabbaus und den Folgen der Verarbeitung von Asbestzement im Vorläufer des heutigen Zementwerks der Zement- und Duritwerke Wietersdorf zu tun hat (s. Abb. 4). Dieser Hypothese müsste allerdings gesondert und gründlicher nachgegangen werden.

Um abzuschließen, möchte ich mich an dieser Stelle für eine multidisziplinäre und wissensanthropologische Herangehensweise an Diskurse und ihre Praxis aussprechen, die sich der Methoden einer wissenssoziologisch informierten Diskursanalyse, der Ethnografie und historischer Forschung bedient, um den Zusammenhang von makro- und mikrosozialen Prozessen und Phänomenen zu analysieren sowie die Emergenz, Verbreitung, Bewahrung, Persistenz und Transformation von Wissen³⁷ theoretisch erklärbar zu machen.

36 Rixta Wundrak: Verschleierung und Vereinnahmung alltäglicher Geschichte/n. Eine wissenssoziologische Diskursethnographie (WDE) narrativer Interviews in Rumänien und in Israel. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1, 2016, S. 71–91, hier S. 71 f.

37 Emma Cohen: Anthropology of Knowledge. In: *The Journal of the Royal Anthropological Institute* 16, 2010, S. 193–202, <http://www.jstor.org/stable/40606072> (11.2.2022).

Flucht und Migration öffentlich thematisieren – Gedanken zur Zweckgerichtetheit öffentlicher Sichtbarkeiten

Einleitung

Die Sichtbarkeit migrantisierter Menschen in politischen Diskursen ist spätestens seit dem „langen Sommer der Migration“¹ als Mainstream-Thema der deutschsprachigen Medienlandschaft etabliert. Sich öffentlich kritisch über den Mangel an Sicht- und Hörbarkeit marginalisierter und migrantisierter Akteur*innen zu äußern, scheint seither en vogue zu sein. Im März 2019 hatte sich auch der Satiriker und Medienmacher Jan Böhmermann in dem von ihm sowie dem Musiker und Schauspieler Olli Schulz betriebenen Podcast *Fest & Flauschig* zum Thema geäußert. In der Folge *You are not alone* thematisierte Böhmermann den Zuzug von Gastarbeiter*innen in die Bundesrepublik Deutschland seit den frühen 1960er Jahren. Mit Sätzen wie „das sind die Leute die wir vor 30 oder 40 Jahren mal waren“ solidarisiert sich der Sohn eines Bremer Polizeibeamten mit Menschen, die bereits in zweiter oder dritter Generation in Deutschland leben und „ja eigentlich was zu sagen haben“, so Böhmermann weiter. In seinen Ausführungen markiert Böhmermann migrantisierte Menschen per se als einem Arbeiter*innenmilieu zugehörig. Zugleich problematisiert er diese Zuschreibung und merkt an, dass auch diese Menschen mittlerweile „die ersten Studienabschlüsse“ erwerben würden und Akademiker*innen seien.

1 Sabine Hess, Bernd Kasperek, Stefanie Kron u. a.: Der lange Sommer der Migration. Krise, Rekonstitution und ungewisse Zukunft des europäischen Grenzregimes. In: Dies. (Hg.): Der lange Sommer der Migration. Grenzregime III. Berlin 2017, S. 6–24, hier S. 6.

Diese Annahmen, verbreitet in hegemonialen Mainstream-Medien, zu denen ich den Podcast der Primetime-Entertainer Böhmermann und Schulz zähle, hinsichtlich des Willens nach Sicht- und Hörbarkeit migrantisierter Subjekte will dieser Beitrag nachfolgend hinterfragen. Entgegen der beschriebenen Kontinuitätslinien des Sprechens weißer, männlicher Meinungsmacher lenke ich im Folgenden den Blick auf die, über die gesprochen wird und denen eine Stimme gegeben werden soll. Die Stimme dieser Menschen fehlt oftmals in machtvollen, öffentlichen Akten des Sprechens über Fremdheit, Migration und Repräsentation. Aus einer akteurszentrierten Perspektive werde ich daher nachfolgend die Stimmen und Perspektiven derjenigen ins Zentrum rücken, um die es gehen soll. Hierzu werde ich anhand einer konkreten Fallvignette aus meiner ethnografischen Feldforschung zu partizipativen Filmprojekten für Jugendliche mit Fluchterfahrung Fragen nach dem Verhältnis der Akteur*innen zu ihrer eigenen (Un-)Sichtbarkeit nachgehen: Wie nehmen migrantisierte Menschen selbst das Verhältnis zwischen Sichtbarkeit und Teilhabe wahr? Welche Foren der Produktion medialer Sichtbarkeit gibt es, die den Akteur*innen selbst maßgeblich Handlungsträgerschaft bei der Herstellung ihrer Sichtbarkeit zugestehen? Welche Rollen spielen Akteur*innen in diesen Feldern der kulturellen Produktion von *FluchtMigration*, wie ich sie angelehnt an Pierre Bourdieu nennen möchte?² Welche Implikationen hinsichtlich sozialen oder symbolischen Kapitals³ haben diese Sichtbarkeiten für die migrantisierte Menschen?

Nach einer kurzen Einführung in Theorie und Praxis einer handlungsorientierten Medienpädagogik, der sich die von mir untersuchten Workshop- und Projektformate verschrieben haben, beschreibe ich anhand meines eigenen empirischen Materials sowie der Begegnung mit Kadir,⁴ einem 19-jährigen jungen Mann aus dem

2 Pierre Bourdieu: The Field of Cultural Production, or: The Economic World Reversed. In: *Poetics* 1 (12), 1983, S. 311–356, hier S. 312.

3 Pierre Bourdieu: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Rainhard Kreckel (Hg.): *Soziale Ungleichheiten* (= Soziale Welt Sonderband, 2). Göttingen 1983, S. 183–198, hier S. 183 f.

4 Sowohl sämtliche Namen, Berufe und Wohnorte meiner Gesprächspartner*innen als auch alle Ortsnamen, Jahreszahlen sowie die Benennungen von Workshops und Festivals sind abgeändert.

Irak, der seit 2015 in Deutschland lebt, eine emische, akteurszentrierte Alternative zu den eingangs ausgeführten, öffentlichen Sprechakten zu Sichtbarkeit, Repräsentation, Flucht und Migration. Kadir ist Repräsentant von *Filmflucht*, einem in einer deutschen Großstadt begründeten Filmfestival. Aus dieser Perspektive sowie am Beispiel der Auseinandersetzung mit der Begriffskategorie „Flüchtling“ wird deutlich werden, wie Kadir seine eigene öffentliche Sichtbarkeit wahrnimmt und deutet. Abgesehen von der Argumentation der Bedeutung dieser Sichtbarkeit nimmt mein Gesprächspartner auch Bezug auf das Projektformat *Filmflucht*. Ich gehe demnach davon aus, dass die Produktion öffentlicher Sichtbarkeit migrantisierter Menschen niemals einem reinen Selbstzweck folgt, sondern stets verschiedene Motivationen von Produzierenden und Teilnehmenden diese Sichtbarkeit diskursiv hervorbringt.

Handlungsorientierte Medienpädagogik als Feld kultureller Produktion von *FluchtMigration*

Im Rahmen der Arbeit an meiner Dissertation habe ich Prozesse des Sichtbarmachens in medienpädagogischen Workshop-Formaten für fluchterfahrene Jugendliche ethnografisch untersucht. Der Jugendforscher und Medienwissenschaftler Dieter Baacke definiert die Vermittlung von Medienkompetenz als zentralen Aufgabenbereich der Medienpädagogik. Er unterscheidet zwischen drei zentralen Domänen: Einerseits weist Baacke auf Medienkritik hin, die sich etwa mit der Reflexion von „Geschlechterrollenklichs [...] in der Werbung“ auseinandersetzt. Als zweiten Bereich führt er die Medienkunde an. Sie behandelt unter anderem die Einflussweisen verschiedener Akteur*innen auf die Medienproduktion. Drittens subsumiert er unter der Kategorie der handlungsorientierten Medienpädagogik die Mediennutzung – „[sie] zielt darauf ab, dass wir Medien aktiv nutzen“,⁵ indem wir uns mit Inhalten proaktiv auseinandersetzen oder selbst welche produzieren – und die Mediengestaltung. Die Protagonist*innen aus den Projekten, die ich zwischen 2016 und 2020

5 Dieter Baacke: Medienkompetenz – fünf Statements. In: Fred Schell, Elke Stolzenberg, Helga Theunert (Hg.): Medienkompetenz. Grundlagen und pädagogisches Handeln. München 1999, S. 19–20, hier S. 19.

ethnografisch untersucht habe, bedienen sich immer wieder dieser Konzeptualisierung, wenn ich sie bat, mir den Zweck und die Stoßrichtung ihrer Arbeit zu beschreiben.

Dem Konzept der handlungsorientierten Medienpädagogik liegt ein Grundverständnis von Filmen und deren Produktion als Kulturtechnik zugrunde: In Filmen werden ganz eigene filmische Wirklichkeiten konstruiert, die so weder den vor- noch den nachfilmischen Wirklichkeiten entsprechen.⁶ Diese durch Kameratechniken, Einstellungsgrößen sowie in Prozessen der Montage konstruierten Wirklichkeiten sind das Resultat von Expert*innenwissen und bestimmten Erwartungshaltungen der Zuschauenden, die immer auch auf kulturell tradierten Sehgewohnheiten fußen.⁷ Fluchterfahrenen Menschen werden in Filmen oft festgelegte Rollen zugeschrieben.⁸ Mit diesem Verständnis von Filmen als Repräsentationen *bestimmter* Wirklichkeiten, jedoch nicht als Abbildung *der* Wirklichkeit, arbeitet auch das Projekt *Filmflucht*, auf dessen Arbeit und Ziele ich nachfolgend exemplarisch bezugnehmen werde.

Sichtbarkeit als Verantwortung: Kadir und *Filmflucht*

Im Frühjahr 2018 lernte ich Kadir kennen. Er hatte bereits seit 2016 Aufgaben als Moderator und Beschaffer von Filmrechten zur öffentlichen Vorführung im Rahmen des von fluchterfahrenen Menschen kuratierten Filmfestivals *Filmflucht* übernommen. Gemeinsam mit Anton, einem weiteren Kurator der ersten Stunde, war Kadir in allen Editionen des seit 2016 jährlich stattfindenden Festivals für Filmvorführungen zuständig und moderierte die Diskussion im Anschluss an die gezeigten Filme.

- 6 Eva Hohenberger: Die Wirklichkeit des Films. Dokumentarfilm. Ethnographischer Film. Hildesheim 1988, S. 31.
- 7 Stuart Hall: Introduction. In: Ders., Jessica Evans, Sean Nixon (Hg.): Representation. 2. Aufl., London 2013 (Orig. 1997), S. XVII–XX, hier S. XVIII
- 8 Zu Darstellungsstrategien migrantisierter Menschen im Krimiformat *Tatort* vgl. Christina Ortner: Migranten im *Tatort*. Das Thema Einwanderung im beliebtesten deutschen TV-Krimi. Marburg 2007; Anna-Caterina Walk: Das Andere im *Tatort*. Migration und Integration im Fernsehkrimi. Marburg 2011.

Im Zentrum des Vorhabens steht nicht die eigenständige Produktion von audiovisuellen Formaten. Vielmehr geht es darum, die Projektteilnehmer*innen in einen Prozess der Auseinandersetzung mit kultureller Differenz und deren öffentlicher Repräsentation zu bringen. Die ausschließlich fluchterfahrenen Kurator*innen wählen Filme aus ihren Herkunftsländern aus, anhand derer sie über das Leben in ihrer Heimat ins Gespräch kommen wollen. In Kadir Leben nahm und nimmt *Filmflucht* einen großen Stellenwert ein: Nach seiner Ankunft in Deutschland stellte das Filmfestival für ihn einen Raum dar, in dem er Freundschaften zu Menschen mit und ohne Fluchterfahrung etablieren konnte. Wegen seines Engagements beim Festival hatte Kadir die Chance bekommen, eine Ausbildung in einem Medienzentrum zu beginnen, das Träger des Projektes ist. Er verriet mir nicht ohne Stolz, dass er nach fünf Auszubildenden der erste sei, dem das Medienzentrum eine Übernahme mit Festanstellung angeboten hätte.

Basierend auf diesen positiven Einflüssen auf sein Leben und seiner persönlichen Erfolgsgeschichte des Ankommens in Deutschland verspürt Kadir die Verpflichtung, weiterhin etwas für das Projekt zu tun:

„[I]ch weiß nicht wie mein Leben jetzt aussehen würde, wenn ich nicht bei *Filmflucht* mitgemacht hätte, weißt du? Wahrscheinlich ganz anders: Ich hätte die Ausbildung nicht gemacht. Ich hätte nie auf der Bühne vor Publikum gesprochen. Weißt du, es sind halt so viele Sachen, die mir durch das Projekt passiert sind, wofür ich unendlich dankbar bin, und deswegen ist es mir schon irgendwie so wichtig, dass das Projekt so weiterläuft, und auch bekannter wird.“⁹

Kadir versteht das Filmfestival als Forum, in dem es ihm möglich ist, vor Publikum sicht- und hörbar zu werden. Wie eingangs gezeigt, setzen Medienschaffende die Herstellung von Sichtbarkeit oft per se mit der Herstellung von Partizipation und Teilhabe gleich. Auch in partizipativ angelegten Filmprojekten für Jugendliche mit Fluchterfahrung wird die Produktion von Sichtbarkeit unabhängig von ihrer

9 Interview mit Kadir, geführt von Gerhard Schönhofer, Absatz 79.

Beschaffenheit oft unhinterfragt als stets positives Resultat angestrebt.¹⁰ Versteckte Verwertungslogiken von Projektergebnissen im Hinblick auf temporäre Finanzierungsmodelle und Rechtfertigungszwänge der Projektformate erscheinen hierfür verantwortlich.

Die Forderungen nach einem Mehr an politischen Rechten, gesellschaftlicher Macht und allgemeiner Anerkennung, die Projektverantwortliche in Projektanträgen, auf Websites oder anlässlich von Tagungen artikulieren, bestehen jedoch oftmals nicht den Abgleich mit den realen Ergebnissen, die die Herstellung von Sichtbarkeit bewirken kann. „Sichtbarkeit führt nicht zwangsläufig zu größerer symbolischer und materieller Teilhabe“, betonen die Kultur- und Medienwissenschaftlerinnen Maja Figge und Anja Michaelsen.¹¹ Auch reproduziere die Herstellung von Sichtbarkeit, so die Kulturwissenschaftlerin Johanna Schaffer, „patriarchal-sexistische, heteronormative und rassisierende Repräsentationsstrukturen“.¹² Solche Strukturen sind eng verknüpft mit kollektiven Imaginationen des Fremden. Sie führen hegemoniale Muster eines manichäischen Regierens des Verhältnisses zwischen uns und den Anderen fort.¹³

Durch seine Bühnenpräsenz, seine Diskussionsmoderation und seine geduldige Interaktion mit einem deutschen Publikum, das Fragen nach seiner Flucht, seinem Leben „zu Hause“ stellt, das sich nach seinem Privatleben erkundigt und seine Deutschkenntnisse lobt, verunsichert Kadir ebensolche Kategorisierungen. Durch genau diese öffentliche Sichtbarkeit im Rahmen des Filmfestivals öffnet er

10 Gerhard Schönhofer: Von Strömen, Wellen und Fluten. Fremdheit und Alltag als Bezugspunkte einer audiovisuellen, akteurszentrierten Ethnografie zu medialen Repräsentationen von Fluchtmigration. In: Michael Simon (Hg.): *Audiovisionen des Alltags. Quellenwert und mediale Weiternutzung* (=Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 20). Münster 2020, S. 143–160, hier S. 146.

11 Maja Figge, Anja Michaelsen: Ein Erbe gespenstischer Normalität. Postmigrantisches und multidirektionales Erinnern in Filmen von Sorab Shahid Saless, Hito Steyerl und Ayşe Polat. In: Tanja Thomas, Lina Brink, Elke Grittmann u. a. (Hg.): *Anerkennung und Sichtbarkeit. Perspektiven für eine kritische Medienkulturforchung*. Bielefeld 2018, S. 105–120, hier S. 105 f.

12 Johanna Schaffer: *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*. Bielefeld 2008, S. 12.

13 Gerhard Schönhofer: *Ermächtigung durch Sichtbarkeit? Filmprojekte mit fluchterfahrenen Jugendlichen in Deutschland*. Bielefeld 2022, S. 249 f.

einen barrierearmen Raum, in dem öffentlich *miteinander* und nicht nur *übereinander* gesprochen wird.

Sichtbarkeit, Rassismus und die Kategorie „Flüchtling“

Kadir wird mit der Geschichte seiner eigenen Flucht und seines Ankommens in Deutschland, die eng mit *Filmflucht* und dessen Team verflochten ist, öffentlich sichtbar. Festivalbesucher*innen können und sollen ihm Fragen stellen zu den Filmen, die er zeigt, sowie auch zu seiner Person und seinem Leben. Bei dieser Herstellung von Sichtbarkeit in öffentlichen Diskursen und Debatten spielen für Kadir auch übergeordnete Topoi der Rechtfertigung, der Repräsentation und des sich verpflichtet Fühlens eine wichtige Rolle. Sichtbar zu sein beschreibt er als Anstrengung, als Leistung, die es zu erbringen gilt, um zu einem seiner persönlichen Sichtbarkeit übergeordneten Projekt beizutragen. Kadir hat sich selbst dafür entschieden, Moderationen und die Repräsentation des Filmfestivals nach außen – persönlich wie in sozialen Medien – zu übernehmen. Im Rahmen dieser multiplen, öffentlichen Sicht- und Hörbarkeiten hatte Kadir jedoch auch mit Anfeindungen zu kämpfen:

„[D]as heftigste war irgendwie mit diesem Typen, aber ansonsten: schon so Kommentare, oder so Nachrichten, aber ja, von Rassisten halt. Aber ich fänd's halt deswegen wichtig, noch sichtbar zu bleiben und sich nicht einschüchtern zu lassen. Und das war auch genauso bei dem Typen: Damals hat mir auch die Polizei gesagt, ich soll die Veranstaltung absagen, weil er es nicht zulassen würde. Und da habe ich auch schon der Polizei gesagt: Ich würde mich von dem Typen jetzt nicht einschüchtern lassen, weil auch wenn ich jetzt die Veranstaltung absage und wir das Problem [so] lösen würden, dann würde er einen anderen bedrohen.“¹⁴

Vor seinem Umzug nach Mörven wollte Kadir das Festival für eine einmalige Veranstaltung in seinen ehemaligen Wohnort nördlich von Mörven einladen. Während der Vorbereitungen sah er sich

14 Kadir (wie Anm. 9), Absatz 133.

mit Anfeindungen von Akteur*innen der lokalen rechten Szene konfrontiert. Ihm gegenüber wurden Drohungen ausgesprochen, die ihn dazu bewegten, sich an die Polizei zu wenden. Obwohl die Beamt*innen ihm dazu rieten, entschied sich Kadir gegen eine Absage des Filmabends.

Die öffentliche Sichtbarkeit der kulturellen Produktion von *FluchtMigration* in Form von eigenen Perspektivierungen verstehe ich anhand der mutigen Entscheidung Kadirs als Antidot gegen Alltagsrassismen. Neben der Sichtbarkeit des Projektes durch seine Person ging es Kadir auch darum, sich von Fremdzuschreibungen, Kategorisierungen und Essentialisierungen seiner Person und seiner Wahrnehmung in gesellschaftlichen Diskursen rund um *FluchtMigration* zu emanzipieren. Genauso selbstbewusst wie er der lokalen rechten Szene entgegentrat, führte er seine persönliche Auseinandersetzung mit der Kategorisierung als „Flüchtling“ aus:

„Ja, also ich find’s irgendwie schon generell wichtig, dass wir uns auch klar sind, wie wir wahrgenommen werden wollen durch das Projekt. [...] Wir haben schon sehr oft diskutiert, ich glaube auch schon 2017 wegen dem Begriff Flüchtling, weil das ist eigentlich falsch, also auch von der Bedeutung her. [...] Also sprachlich ist das falsch, weil ein Flüchtling ist jemand, der noch auf der Flucht ist, und wir sind ja schon angekommen. Also das richtige Wort wäre geflüchtet. Aber trotzdem will ich auch nicht immer, ja, auf den Grund warum ich nach Deutschland gekommen bin, reduziert werden, weil, ich meine, bei *Filmflucht* geht’s nicht nur darum, dem Publikum zu zeigen, dass es in Deutschland Geflüchtete gibt, sondern, ja, um irgendwie den Leuten hier klar zu machen [...], was es für wunderbare Kulturen auf der Welt gibt. Und ich würde eher, also ich würde mich eher irgendwie auch nicht als Geflüchteter bezeichnen, der Filme aus seinem Land zeigt, sondern als Kulturschaffender.“¹⁵

Seine Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft definiert Kadir vielmehr praxisorientiert – dies impliziert der Begriff des *Kulturschaffenden* –,

15 Kadir (wie Anm. 9), Absatz 80.

als dass er sich mit statischen Fremdzuschreibungen identifiziert. Er fühlt sich bereits in Deutschland angekommen und lehnt daher die Bezeichnung als Geflüchteter für sich ab. Ich möchte Kadir hier unterstellen, dass er unbewusst vielmehr in trans- als in multikulturellen Dimensionen denkt. Anders als Böhmermann, dessen oben zitierte Rhetorik in einer multikulturellen Logik des „Wir und die Anderen“ verhaftet bleibt, löst sich Kadir von binären Zuschreibungen. Der Philosoph und Historiker Wolfgang Welsch begründete Anfang der 1990er Jahre Transkulturalität als Gesellschaftskonzept, das den Multikulturalismus ablösen sollte: Laut Welsch sind Kulturen nicht mehr als homogene und voneinander unabhängige Entitäten fassbar. Sie seien geprägt durch vielfältige Durchdringungen und Verflechtungen. Das Subjekt sei heute in sich transkulturell. Dies gelte somit nicht allein für Migrant*innen.¹⁶

Kadir identifiziert sich mit dem Projekt *Filmflucht*. Diese Identifikation korreliert mit den projektimmanenten Freiräumen, in denen die Akteur*innen gemeinsam Fremdzuschreibungen reflektieren und dekonstruieren. Die Kategorisierung als Flüchtling konnte Kadir so nicht nur als grammatikalisch falsch, sondern auch als inhaltlich irreführend entlarven: Ihn als Flüchtling zu bezeichnen, würde schlichtweg nicht seinem Status des Angekommenseins in Deutschland, in Mörven, gerecht werden. Es lag ihm zudem daran, zu verdeutlichen, dass er sich selbst als Kulturschaffender bezeichnen würde. Beide Benennungen – sowohl Flüchtling als auch Geflüchteter – nimmt Kadir als einengend, reduzierend und nicht seinem Selbstbild entsprechend wahr.

Kadirs Auseinandersetzung mit der Kategorie Flüchtling deckt sich mit Begriffsannäherungen in der kulturalanthropologischen Migrationsforschung: Die Migrationsforscherin und Kulturalanthropologin Manuela Bojadžijev verweist auf die Verwendung des Abschätzigkeit suggerierenden Suffix „-ing“. In Kombination mit dem Wort „Krise“ trägt dieses Suffix zur sprachbasierten Stigmatisierung fluchterfahrener Menschen bei. Weder ihre persönlichen Krisen noch

16 Wolfgang Welsch: Transkulturalität. Zwischen Globalisierung und Partikularisierung. In: Jahrbuch für Deutsch als Fremdsprache 26, 2000, S. 327–351, hier S. 336 f.

die Krise der europäischen Migrationspolitik seien hiermit gemeint,¹⁷ denn: „Der Begriff Flüchtlingskrise suggerierte in diesem Setting, dass die Anwesenheit von Geflüchteten selbst die Krise [ist]“.¹⁸ Eine Kapitalisierung der Kategorie „Flüchtling“ habe besonders in rechten und rechtsextremen Milieus stattgefunden. Bojadžijev attestiert dem Diskurs über FluchtMigration in Deutschland sowie im Besonderen denjenigen Personen und Institutionen, die ihn basierend auf dieser Vereinfachungslogik dominieren und prägen, schwerwiegende Komplexitätsreduktion: Immer noch werde in Dichotomien zwischen Einheimischen und Fremden ausgehandelt, wer welchen territorialen Anspruch in Deutschland habe und wer sich in welche ideengeschichtliche Konzepte integrieren müsse.¹⁹

Die Anthropologin Halleh Ghorashi beschreibt als Resultat der Konstruktion solch essentialistischer Andersartigkeit eine ontologische, dichotome Unterscheidung zwischen westlichen und nicht westlichen Gesellschaften. Diese binäre, nicht mehr haltbare Kategorisierung strukturiert jedoch bis heute wesentlich das öffentliche Sprechen über flucht- und/oder migrationserfahrene Menschen.²⁰ Dies gilt sowohl für jene, die Subjekte von FluchtMigration als bedrohlich und gefährlich beschreiben, als auch für Akteur*innen aus dem humanitaristischen Feld, die in der Hilfsbedürftigkeit der ohnmächtigen Anderen die Grundlage ihres philanthropischen Tuns sehen. Der Kulturanthropologe Ove Sutter nimmt unter dem Leitmotiv einer „kulturelle[n] Figurierung des Helfens“²¹ die unhinterfragten Grundannahmen des Leidens fluchterfahrener Menschen in

17 Manuela Bojadžijev: Die Logistik der Migration. Ethnographische und epistemische Perspektiven. In: Reinhard Johler, Jan Lange (Hg.): *Konfliktfeld Fluchtmigration: historische und ethnographische Perspektiven*. Bielefeld 2019, S. 31–48, hier S. 33 f.

18 Bojadžijev (wie Anm. 17), S. 35.

19 Bojadžijev (wie Anm. 17), S. 35.

20 Halleh Ghorashi: Rethinking Diversity beyond Dichotomies of Self-Other. In: *Jahrbuch für Europäische Ethnologie* 12, 2017: Die Niederlande, hg. v. Sabine Doering-Manteuffel, Angela Treiber, Daniel Drascek u. a., S. 169–182, hier S. 181 f.

21 Ove Sutter: Präfigurative Politiken und kulturelle Figurierung des Helfens. Konstellationen zivilgesellschaftlicher Willkommenskultur in den Migrationsbewegungen von 2015. In: Johler/Lange (Hg.) (wie Anm. 17), S. 299–318, hier S. 299 f.

den Blick, „von denen ausgehend für die Helfer_innen im Vordergrund stand, deren Leid zu lindern und ihre Situation unmittelbar zu erleichtern“.²² Ähnliche Beweggründe scheinen auch Böhmermann anzutreiben, wenn er den Mangel an politischer Sichtbarkeit und demokratischer Teilhabe migrantisierter Menschen in Deutschland konstatiert. Sutter beschreibt ebensolche Haltungen des unhinterfragten Helfenwollens mit Larissa Fleischmann und Elias Steinhilper als „Dispositiv des Helfens“.²³ Humanitaristische Bestrebungen gibt er als dessen ideologischen Referenzrahmen an, „der den Helfer_innen bestimmte Sichtweisen und Vorstellungen nahelegte“.²⁴

Basierend auf der Auseinandersetzung mit der Fremdbezeichnung „Flüchtling“ im Rahmen eines medienpädagogisch begleiteten Projektes war es Kadir möglich, sich von dieser fremdbestimmten Kategorisierung zu emanzipieren. Sichtbar zu werden als junger Mann, der sich ehrenamtlich für ein Projekt zur Förderung kultureller Vielfalt engagiert, stellt einen Gegenentwurf zum krisenhaften Verständnis der Anwesenheit von Menschen mit Fluchterfahrung dar. Kulturanthropologische Vorarbeiten haben bereits in Bezug auf vielfältige Phänomene des Migrierens neue Zwischenräume beschrieben, in denen migrantisierte Menschen zu verorten sind. Monique Scheer hat sich mit der Binnenmigration nach Berlin und dem Phänomen des dort herrschenden „Schwabenhasses“ beschäftigt:²⁵ Beide Gruppen – sowohl nach Deutschland geflüchtete Menschen als auch nach Berlin migrierte Schwäb*innen – sehen sich mit reaktionären Anfeindungen der Alteingesessenen konfrontiert, die bestehende soziokulturelle Verhältnisse durch Prozesse kultureller Entfremdung oder der Gentrifizierung als bedroht wahrnehmen. Die Ursachen für diese Bedrohungen erscheinen jedoch irrational und verweisen auf kollektiv konstruierte Zuschreibungsroutinen. Als krisenhaft ist also eher der statische Umgang mit Heterogenität und Vielfalt zu bezeichnen – durch eine nur nach außen hin dynamische Gesellschaft wie die deutsche.

22 Sutter (wie Anm. 21).

23 Fleischmann/Steinhilper zit. in: Sutter (wie Anm. 21), S. 302.

24 Sutter (wie Anm. 21), S. 302.

25 Monique Scheer: Alltägliche Praktiken des Sowohl-als-auch. Mehrfachzugehörigkeiten und Bindestrich-Identitäten. In: Dies. (Hg.): Bindestrich-Deutsche? Mehrfachzugehörigkeiten und Beheimatungspraktiken im Alltag. Tübingen 2014, S. 7–20, hier S. 13 f.

Als uniformes Kollektiv sind „die Flüchtlinge“, „die Migrant*innen“ und gar auch „die Schwäb*innen“ Produkte unserer eurozentrischen und orientalistischen Fantasien über das fremde Andere. Zudem stellt der Flüchtlingsbegriff eine problematische, vereinheitlichende und nicht zuletzt kulturalistische Kategorie für eine superdiverse Gruppe von Personen dar. Sie werden erst durch vielfältige Prozesse des *Othering* von uns als das Fremde, grundsätzlich Andere hervorgebracht.

Schlussfolgerungen

Mit meinem Beitrag wies ich auf die spannungsreiche Beziehung zwischen Prozessen des Öffentlichmachens und den intendierten Ergebnissen dieser Prozesse hin. Bezugnehmend auf die beiden Unterhaltungskünstler Schulz und Böhmermann, die aus einer privilegierten Position heraus sprechen, sowie der kontrastierenden Positionen von Kadir aus dem Projekt *Filmflucht* wurde deutlich, dass die Teilnahme am öffentlichen Sprechen über Flucht und Migration von unterschiedlichen Aspekten motiviert sein kann.

Was es bedeutet, ermächtigt zu sein und zu partizipieren, wird oft vordefiniert von Akteur*innen, deren Ziel die Teilhabe der „fremden Anderen“ ist. Vorgeprägte Verständnisse dessen, was es in einer von Visualität und Sichtbarkeit durchdrungenen Gesellschaft bedeutet, ermächtigt zu sein, werden offensichtlich. Durch intersektionale Verknüpfungen von Migrantisierung und Milieuzugehörigkeit, derer sich Böhmermann tatsächlich selbst bedient, wird deutlich, wie umfassend Diskursivierung von Migration als politischem Topos immer auch mit gesellschaftlichen Hierarchien und Praktiken der Herabsetzung verflochten ist. Öffentliche Persönlichkeiten wie Jan Böhmermann tragen so nicht zu einer Ermächtigung oder erhöhten Sichtbarkeit marginalisierter, migrantisierter, in Deutschland lebender Personen bei. Vielmehr beteiligen sie sich an einer Fortschreibung neokolonialer Narrativierungen der fremden Anderen und somit deren *Othering*.²⁶

26 Lisa Gaupp: Dekonstruktionen des „Anderen“ in Ethnologie und Soziologie. Ein Plädoyer für eine postmigrantische Perspektive. In: Kultursoziologie 2, 2015, S. 17–33, hier S. 19.

Prozesse des Öffentlichmachens implizieren Hinweise auf gesellschaftliche Vormachtstellungen bestimmter Akteur*innen: Wenn Menschen die Anliegen anderer Menschen öffentlich oder sichtbar machen, schwingen historisch gewachsene Hegemonieansprüche mit. Auf den ersten Blick mögen Böhmermanns Positionen und Solidarisierungen mit migrantisierten Menschen im Rahmen eines von mehreren Hunderttausend Menschen rezipierten medialen Formats²⁷ durchaus richtig und wichtig erscheinen. Bei genauer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass Böhmermann und Schulz – gewollt oder nicht – zu einer Spektakularisierung von Migration und ihren Akteur*innen beitragen. Sie schreiben sich in den kontinuierlichen Diskurs der Viktimisierung bestimmter, marginalisierter gesellschaftlicher Gruppen ein. Als weiße, mitteleuropäische Männer maßen sie sich in einem paternalistischen Duktus an, öffentlich für die per se als existent angenommenen Bedürfnisse nach Sicht- und Hörbarkeit, politischer Teilhabe und öffentlichem Mitspracherecht einzustehen, ohne diese konkret bei den betreffenden Akteur*innen nachgefragt zu haben.

Im Gespräch mit Kadir wird deutlich, dass er seine Sichtbarkeit einem größeren Zweck dienlich wahrnimmt. Er wehrt sich gegen die Fremdzuschreibung als Flüchtling und beschreibt sich als Kulturschaffender. Kadir scheut weder die Auseinandersetzung mit lokalen, rechten Gruppierungen noch meidet er die Begegnung mit einer Öffentlichkeit, in der er sich vor Publikum zu persönlichen, schmerzlichen und traumatischen Erfahrungen äußert.

In solche Prozesse des Öffentlichmachens sind auch die entsprechenden Kommunikationsmedien mithineinzudenken. Es macht nicht nur einen Unterschied hinsichtlich der Reichweite öffentlicher Sprechakte, ob sie von bekannten Medienmachern oder von lokal agierende Kulturschaffenden artikuliert werden. Auch die inhaltliche, akteurszentrierte Auseinandersetzung mit und die Betroffenheit von Unsichtbarkeit in öffentlichen Diskursen oder politischer Repräsentation stellt für das öffentliche Sprechen über Migration, Integration, Repräsentation und kultureller Differenz ein wichtiges Kriterium dar.

27 Friederike Milbrandt: „Fest & Flauschig“. Aus der Serie Deutschlandkarte. In: Zeitmagazin, Nr. 5, 14.2.2017, <https://www.zeit.de/zeitmagazin/2017/05/deutschlandkarte-fest-flauschig-podcast> (23.11.2022).

Es gilt daher zu fragen, welche Funktion die Involvierung migrantisierter und fluchterfahrener Menschen hat und wem sie nützt. Ich plädiere dafür, dass der Blick auf jene, die Anliegen öffentlich sicht- und hörbar machen, ein differenzierter werden muss: Geht es darum, migrantisierten und fluchterfahrenen Menschen einen barrierearmen Raum zu eröffnen, in dem sie *selbst* Repräsentationen ihrer selbst und ihnen aufoktroyierte Begrifflichkeiten dekonstruieren und verunsichern? Oder sollen die Wahrnehmungsroutinen einer liberal-bürgerlichen Zuhörer*innenschaft durch hegemoniale Sprechakte bekannter Medienmacher bedient werden, innerhalb derer sich die eigentliche Präsenz migrantisierter Akteur*innen erübrigt? Die öffentlichen Sprechakte und Thematisierungen von extrem sichtbaren Akteuren wie Jan Böhmermann und Olli Schulz als fehlgeleitet zu dekonstruieren, ist keineswegs Ziel dieses Beitrages. Partizipation, Mitsprache und Teilhabe an öffentlichen Auseinandersetzungen mit hierarchisierten Begrifflichkeiten und Zuschreibungen von der Ausfüllung vorgefertigter, Verwertungslogiken dienlicher Subjektpositionen im Prozess des Öffentlichmachens zu unterschieden jedoch umso mehr.

SojaKomplex – Soja und Öffentlichkeit im Volkskundemuseum Wien

Die Fachverbandstagung gab uns die Möglichkeit, einmal mehr über Öffentlichkeiten und Verantwortlichkeiten, über institutionelle Offenheit und gesellschaftliche Verantwortungen nachzudenken. Als Mitarbeiterinnen des Volkskundemuseum Wien sehen wir uns hier in doppelter Hinsicht (heraus-)gefordert: zum einen als Vertreterinnen jener Wissenschaft/Disziplin, die sich durch ihre „lebensnahen Forschungsthemen“ wie auch ihr Interesse an Öffentlichkeiten auszeichnet.¹ Und zum anderen als Akteur:innen, die ausgehend vom Museum, in diesen Institutionen nicht nur die Potenziale einer spezifischen Öffentlichkeit zu Dialog, Austausch und Teilhabe erkennen, sondern sich in der gesellschaftlichen Verantwortung sehen. Dieser Beitrag greift unterschiedliche Zugänge und Überlegungen auf, die seit Winter 2017 im Rahmen eines Projektes zum Thema Soja am Volkskundemuseum Wien gereift sind.² Das Projekt und seine Formate waren durch diverse außergewöhnliche Faktoren geprägt: äußere Umstände wie zunächst eine gewisse Ressourcenknappheit oder auch die Einschränkungen bzw. Maßnahmen infolge der Covid-Pandemie haben einen fordernden Rahmen gesetzt. Aber auch museumsintern haben uns Vorgaben wie etwa das „Zwischenjahr“ des Volkskundemuseums 2020³ sowie die

- 1 Folder zur Tagung Problematisieren und Sorgetragen: Kulturanalytische Konzepte von Öffentlichkeit und Arbeitsweisen des Öffentlichmachens, https://www.volkskundemuseum.at/jart/prj3/volkskunde/data/folder_tagung_web.pdf (Zugriff: 8.2.2022).
- 2 Projekt SOJA. Wissen – Gesellschaft – Stadt, <https://www.volkskundemuseum.at/soja> (Zugriff: 8.2.2022).
- 3 Das Volkskundemuseum Wien hatte für 2020 beschlossen, in ein institutionelles Zwischenjahr zu gehen. In diesem wollten wir uns von den gehetzten Museums- und Institutionslogiken distanzieren, in den denen

Konzeptionen zu Umbau und Neuausrichtung des Hauses ab 2024 angeregt und beeinflusst.

Das Soja-Projekt war als klein dimensioniertes Experimentierfeld angelegt, in welchem wir Wege, Aufgaben und Zielsetzungen eines gegenwartsbezogenen Kultur- und Gesellschaftsmuseums ausgelotet und ausprobiert haben. Seit dem eher zufälligen Zusammentreffen von Soja und Volkskundemuseum war eine der Grundüberlegungen, dass sich mit einem so vielfältig gesellschaftlich, wissenschaftlich oder wirtschaftlich verhandelten Thema auch vielfältige Museums- und fachrelevante Dimensionen eröffnen. Im Mittelpunkt standen Veranstaltungen, Plattformen und Formate, die sich Austausch und gemeinsames Weiterdenken zum Ziel gesetzt hatten.

Im Folgenden denken wir in zwei Abschnitten ausgehend von *SOJA. Wissen – Gesellschaft – Stadt* über spezifische Museumsöffentlichkeiten und gesellschaftliche Verantwortlichkeiten nach.

Zunächst sollen Genese und Grundintentionen des Projektes vorgestellt werden. Anhand dieser machen wir uns Gedanken, wie Themen, Dinge oder Zugänge im Museum oder über Museen gegenwarts- und gesellschaftsbedeutsam werden können. Hier geht es darum, Museen als öffentliche und gesellschaftliche Akteure zu begreifen und in die Pflicht zu nehmen, informierte, diverse Erzählungen anzubieten und im Sinne eines *relational museum* historische wie aktuelle Phänomene und Prozesse in Beziehung⁴ zu Gesellschaft, Communitys und Öffentlichkeit(en) zu setzen.⁵ Im zweiten Abschnitt stellen wir die konkreten Formate und die damit angestrebten Öffentlichkeiten vor und überlegen, wie sich hier aktuelle

eine Ausstellung die nächste jagt und kaum Zeit für grundlegende Überlegungen und Museumsarbeiten bleibt. Leider haben ab März 2020 die Corona-Pandemie, die Museumsschließungen und die Lockdowns viele der geplanten Aktivitäten stark beeinträchtigt.

- 4 Wie sehr sich hier die Herangehens- und Erkenntnisweisen unseres Faches hinsichtlich Relationalität und Beziehungen mit den Bestrebungen aktueller Museumsarbeit treffen vgl. beispielsweise Jens Wietschorke: Beziehungswissenschaft. Ein Versuch zur volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 66 (3–4), 2012, S. 325–359.
- 5 Jennifer Newell, Libby Robin, Kirsten Wehner: Introduction: Curating connections in a climate-changed world. In: Dies. (Hg.): Curating the Future: Museums, Communities and Climate Change. London, New York 2017, S. 1–16, hier S. 2 f.

museale Strategien mit Potenzialen oder Schwierigkeiten eines engagierten Zugangs bzw. eines *museum activism*⁶ vertragen.

Mike Murawski, der Autor des Buches *Museums as Agents of Change* und Mitbegründer der Bewegung #MuseumsAreNotNeutral, hat die Herausforderungen und Zielsetzungen von Museen so zusammengefasst:

„Yes, museums are largely institutions that hold, preserve, and exhibit objects and collections. But they are also living institutions that serve a powerful role as active spaces for connection and coming together; for dialogue and difficult conversations; for listening and sharing; and for care, healing and repair. Museums have the potential to tell new and diverse histories; amplify marginalized voices; celebrate unheard stories; and recognize the creativity, knowledge, expertise, and lived experience that is already thriving within their local communities.“⁷

Damit sind auch Grundideen jenes Museumsgedankens benannt, den wir im Soja-Projekt verfolgt und im Rahmen unserer Möglichkeiten ausprobiert haben und der uns in der Vermittlungs- und Austauscharbeit weiterhin anleitet. Rund um Soja gibt es vielfältige Diskurse, Erzählungen und Expertisen, die es aufzufinden und analytisch einzuordnen gilt. Wir haben hier das Verständnis von Museum als demokratischen, demokratiefördernden und vor allem als lernenden Ort ernst genommen und unterschiedliche Stimmen zu und Perspektiven auf Soja einbezogen.⁸

Wie ist das Volkskundemuseum Wien überhaupt auf das Thema Soja gekommen? Warum ist Soja ein relevantes und plausibles Thema für ein Kultur- und Gesellschaftsmuseum des 21. Jahrhunderts?⁹ Mit plausibel meinen wir, dass das Thema in nachvollziehbarem

- 6 Robert R. Janes, Richard Sandell: *Museum Activism*. London, New York 2019.
- 7 Mike Murawski: *Museums as Agents of Change. A Guide to Becoming a Changemaker*. Lanham u. a. 2021, S. XII.
- 8 Magdalena Puchberger, Nina Szogs: *Curating Soya. Trying, Testing and Tasting (for) a Sustainable Museum*. In: *Journal Nordic Museology: Special Issue on Curating Climate 3*, 2020, S. 45–61.
- 9 Vgl. MuSOJAm. Soja im Museum Interview Matthias Beitl, Magdalena Puchberger und Nina Szogs, 18.6.2019. In: *Soja im Museum*, <https://>

Verhältnis zu den jeweiligen Sammlungen, der Geschichte und der Ausrichtung des Museums steht. Relevant wird ein Thema dadurch, dass im Diskurs wie auch im Veranstaltungsprogramm ebendiese Punkte (Sammlungen, Geschichte und Ausrichtung) soweit einbezogen, hinterfragt und weiterentwickelt werden, dass das Thema an gegenwarts- und gesellschaftsbedeutsame Debatten und Konflikte anknüpft und dazu beiträgt, diese weiterzudenken.¹⁰

Im Winter 2017 hat es sich als *serendipity*, als Glücksfall, erwiesen, dass sich ein Vertreter der europäischen Soja-NGO Donau Soja an das Museum gewandt hat. Anlässlich des – wie uns durchaus bewusst ist – interessen geleiteten gesetzten „140. Todestages des „Soja-Pioniers“ Friedrich Haberlandt wollte Donau Soja eine Gedenktafel an der Fassade des Palais Schönborn¹¹, also des Museumsgebäudes, anbringen. Auch wenn wir dieses Ansinnen abgelehnt haben, war schnell klar, dass sich uns mit Soja und den angelagerten Narrativen und Assoziationen ein breites kultur- und gesellschaftsanalytisches Potenzial bietet, an dem wir Museumskompetenzen austesten können. Ausschlaggebend für die nähere Befassung mit Soja war aber vor allem, dass sich hier in einer bemerkenswerten „historical conjuncture“ die Geschichte der Institution Volkskundemuseum mit mehreren Strängen verschiedener Fach-, Wissens- und Wissenschaftsgeschichten und vor dem biografischen wie milieuspezifischen Hintergrund der Familie Haberlandt¹² vereint. Nicht zufällig ist der Nachname des Mitbegründers und ersten Direktors des Museums derselbe wie jener des „Soja-Pioniers“. Und auch das

musojam.blog/2019/06/18/musojam-soja-im-museum/ (Zugriff: 8.2.2022).

- 10 Magdalena Puchberger: Soja kuratieren – Klima kuratieren. In: neues museum. die österreichische Museumszeitschrift 21 (4), 2021, S. 48–51, hier S. 48.
- 11 Rolf Lindner: Die Stunde der Cultural Studies. Wien 2000, S. 11.
- 12 Zur Geschichte der Familie Haberlandt bis in die 1930er Jahre vgl. etwa die Biografie des Sohnes von Friedrich Haberlandt: Gottfried Haberlandt: Erinnerungen. Bekenntnisse und Betrachtungen. Berlin 1933; siehe auch das Kapitel „Soja historisch“ der der Online-Ausstellung *MuSOJAm. Soja im Museum. Die Online Ausstellung zur Bohne*, <https://soja.volkskundemuseum.at> (Zugriff: 8.2.2022); Magdalena Puchberger: Eine Bohne für alle Krisen. In: Die Furche, 15.7.2019, S. 24.

Gartenpalais Schönborn in der Wiener Josefstadt hatte schon eine längere Geschichte mit Soja als uns bewusst war.

Ohne dieses historische Momentum, das Soja mit dem Volkskundemuseum verbindet, allzu sehr ausbreiten zu wollen, sollen hier kurz die entscheidenden Stränge angedeutet werden. Zunächst ist der erwähnte Soja-Pionier Friedrich Haberlandt (1826–1878) der Vater von Michael Haberlandt (1860–1940) und der Großvater von Arthur Haberlandt (1889–1964) – den beiden ersten Direktoren des Volkskundemuseums in Wien. Zudem war Friedrich Haberlandt einer der ersten Rektoren der 1872 gegründeten Hochschule für Bodenkultur, die anfänglich ihren Standort in eben jenem Palais Schönborn in der Wiener Josefstadt hatte, in dem sich seit 1917 das Volkskundemuseum befindet. Und – hier laufen nun die Fäden zusammen – eben dieser Friedrich Haberlandt hatte 1873 auf der Weltausstellung in Wien in den Abteilungen von China und Japan, die sich dort erstmals dem Publikum einer Weltausstellung präsentierten, die Sojabohne entdeckt.¹³ Ab 1875 baute der Pflanzenzuchter Haberlandt ganz in der Nähe des Palais Schönborn erstmals die erworbenen Bohnen an. Weitere wurden über die Donaumonarchie verteilt und sollten dieser im „vaterländisch-landwirtschaftlichen“ Vergleich und Wettbewerb von Nutzen sein. 1878 wurde posthum Haberlandts grundlegendes Werk *Die Sojabohne* veröffentlicht.¹⁴

Soja im (Volkskunde-)Museum?

Neben dieser historischen Unique Selling Proposition des Volkskundemuseums und seines Gebäudes im Soja-Feld ist das Volkskundemuseum als Kultur- und Gesellschaftsmuseum gut geeignet, über historische und aktuelle Themen wie Soja die Stärken der fachlichen wie der neueren museologischen Zugänge einzusetzen.

13 Vgl. Bereich „Vaterländische Aufgaben“ der muSOJAm-Online Ausstellung, <https://soja.volkskundemuseum.at/kapitel-2> (Zugriff: 8.2.2022).

14 Friedrich Haberlandt: *Die Sojabohne. Ergebnisse der Studien und Versuche über die Anbauwürdigkeit dieser neu einzuführenden Culturpflanze.* Wien 1878.

Museen sind öffentliche Orte – theoretisch. Sie sind gleichzeitig historisch auch eine Bastion des *weißen* Bürger:innentums.¹⁵ Ein erster Schritt ist das Annehmen der gesellschaftlichen Verantwortung, die Museen als Bildungsinstitutionen tragen – also auf (unsichtbare) Ungleichheiten hinzuweisen,¹⁶ Menschen eine Plattform zu geben, ihre Geschichten zu erzählen und die Umgebung und Mittel dafür im besten Falle selbst zu formen.¹⁷ Über das Einbeziehen und Aktiv-Werden-Können werden Beziehungen hergestellt, die gerade auf dem weiten Feld des Themas Soja von Bedeutung sein können. In seinem Beitrag *Food Stories* erläutert George Main (National Museum of Australia), welches Storytelling in Museen entwickelt werden sollte, um den vielfältigen Heraus- und wohl auch Überforderungen unserer Zeit, vor allem auch der Klimakatastrophe, zu begegnen. Im Sinne eines „mind- and meaningful museum“ gilt es, Geschichten zu erzählen und Narrative anzubieten „that acknowledge and draw meaning from the ever more forceful and unpredictable dynamics of land and climate in which we are all ecologically embedded, and which allow us to identify and choose constructive ways to respond“.¹⁸

Soja ist gleichzeitig ein Thema, das den Bildungsauftrag von Museen in besonderem Maße fordert. Soja berührt unseren Alltag oft, wird aber selten als multiperspektivisch nutzbares Thema wahrgenommen, da es spezifisches und vernetztes Wissen braucht, um diese Zusammenhänge nachzuvollziehen. Denn die Geschichte und aktuelle gesellschaftliche Relevanz von Soja sind nicht zu erzählen, ohne globale Lieferketten, Arbeitsbedingungen und aktuelle sowie historische Fragen der Ernährungs(un-)sicherheit, ohne Abholzung,

15 Nora Sternfeld: Der Taxispielertrick. Vermittlung zwischen Selbstregulierung und Selbstermächtigung. In: schnittpunkt (Hg.): Wer spricht? Autorität und Autorschaft in Ausstellungen. Wien 2005, S. 15–33, hier S. 18 f.

16 Francis Seeck, Brigitte Theißl (Hg.): Solidarisch gegen Klassismus. organisieren, intervenieren, umverteilen. Münster 2020.

17 Susanne Gesser, Martin Handschin, Angela Jannelli, Sibylle Lichtensteiger: Das partizipative Museum. In: Dies. (Hg.): Das partizipative Museum: Zwischen Teilhabe und User Generated Content. Neue Anforderungen an kulturhistorische Ausstellungen, Bielefeld 2014, S. 10–15.

18 George Main: Food Stories. In: Jennifer Newell, Libby Robin, Kirsten Wehner (Hg.): Curating the Future: Museums, Communities and Climate Change. London, New York 2017, S. 171–180, hier S. 178.

Tierhaltung und Klimakrise, ohne Food Trends und Milieufragen einzubeziehen. Dies sind hochkomplexe Kontexte, die es aufzudröseln und erzählbar zu machen gilt – und so den Nutzer:innen des Museums eine eigene Positionierung zu ermöglichen. Manche mögen hier die Frage stellen, wo ist unsere Rolle als Museum zu Ende und wo fängt Aktivismus an? Wir halten es hier mit der Definition von Robert R. Janes und Richard Sandell und beschreiben unsere Arbeit als „museum activism, in the sense of museum practice, shaped out of ethically-informed values, that is intended to bring about political, social and environmental change“.¹⁹

Öffentlichkeiten

Museen sind öffentliche Orte; das sind sie aber nicht von alleine, sondern sie müssen auch aktiv einladen, um als solche wahrgenommen und angenommen zu werden. Anhand eines Überblicks unserer Aktivitäten seit 2018 möchten wir im Folgenden kurz vorstellen, mit welchen Formaten wir versucht haben, Öffentlichkeit und Zugang zu Museum und Thema zu schaffen und Austausch und Diskussion anzuregen. Wir stellen auch vor, mit wem wir dabei in Interaktion bzw. auch in Kooperation getreten sind, nachdem wir in Kooperationen einen wichtigen Faktor für die Öffnung von Kulturinstitutionen sehen.

Expertise und Veröffentlichen

Der erste Schritt in eine Öffentlichkeit war ein Soja-Symposium im Herbst 2018 am Volkskundemuseum, das wir zusammen mit dem Institut für Geschichte des Ländlichen Raumes in St. Pölten veranstaltet haben. Der Gedanke war, möglichst unterschiedliche Wissensformen zu Soja einzuholen: Neben akademisch-wissenschaftlichen Expertisen (Geschichte, Ernährungswissenschaft, Botanik und Pflanzenzucht) waren beispielsweise Vertreter:innen der oberösterreichischen Landwirtschaftskammer oder der Vertriebs-NGO Donau Soja ebenso geladen wie eine Mitarbeiterin eines grünen EU-Mandatars und eine Vertreterin der Österreichischen Berg- und Kleinbäu-

19 Janes/Sandell (wie Anm. 6), S. 1.

er:innen Vereinigung Via Campesina, eine Journalistin sowie eine Food-Trend-Forscherin.²⁰

Im November 2019 haben wir am internationalen Workshop *Curating climate – Museums as ‚contact zones‘ of climate research, education and activism* teilgenommen, der von der *Oslo School of Environmental Humanities* veranstaltet wurde. Parallel zum Aufschwung der Fridays for Future-Bewegung haben wir uns dort mit Kolleg:innen aus dem Museums- und Ausstellungsbereich Gedanken zum Vermitteln von Klima- und Ökologiekontexten gemacht. Daraus hat sich nicht nur ein spannendes Netzwerk an globalen Museumsaktivist:innen und –forscher:innen ergeben, sondern auch ein Special Issue zum Thema, in welchem wir zum Soja-Projekt veröffentlichen konnten.²¹

Viele der Personen, die wir bei diesen beiden Gelegenheiten kennengelernt haben, haben unser Blickfeld erweitert und begleiten uns – mehr oder weniger intensiv, analog oder digital – immer noch.

Aus dem erwähnten Symposium am Volkskundemuseum sollte zunächst eine Publikation mit den Vorträgen und weiteren ergänzenden Beiträgen, hervorgehen. Zum gegebenen Zeitpunkt fehlende Ressourcen erforderten jedoch einen Strategiewechsel. Die Wahl fiel auf die Einrichtung eines Online-Blogs mit dem Titel *MuSOJAm. Soja im Museum*, der eine Plattform für die Beiträge bot und das analoge Projekt in den digitalen Raum erweiterte. Der Blog wurde 2019 gelauncht und inzwischen ist *MuSOJAm* zu einer vielstimmigen Plattform geworden, auf der Praktiker:innen, Wissenschaftler:innen, Kritiker:innen und viele mehr, die beruflich oder in ihrem Alltag mit Soja zu tun haben, beitragen konnten. Auf dem Blog werden unterschiedliche Zugänge und Perspektiven aus Geschichte und Gegenwart, Wissenschaft und Praxis, Stadt und Land, Politik und Aktivismus, Landwirtschaft, Pädagogik und Gesundheit in Verbindung gebracht und zugleich wird so mit musealer Öffentlichkeit experimentiert. Das Ziel war, auszuloten, wie weit sich Museumsöffentlichkeit auch in andere Wissens- und Praxisfelder ausdehnen

20 Symposium. Soja-Konstellationen. Wissenschaft – Gesellschaft – Stadt, Wien, 28.9.2018, https://www.volkskundemuseum.at/symposium_soja-konstellationen (Zugriff: 15.2.2022).

21 Puchberger/Szogs (wie Anm. 8).

lässt. Es war uns dabei ein Anliegen, eine variantenreiche Dar- und Vorstellung von Soja in Wissensformen, Textgattungen und Quellenauswahl zu ermöglichen. Eine weitere Funktion des Blogs hat sich durch Berichte ergeben: Mit kurzen Texten zu den Veranstaltungen und Formaten des Projektes wurde der Blog zu dessen Dokumentation und gibt einen guten Überblick über sämtliche Aktivitäten.

Wie sehr das Projekt durch äußere Faktoren beeinflusst war, zeigte unser Online-Sammelaufruf von Ende März 2020. Zu diesem Zeitpunkt sollte eigentlich das entwickelte Vermittlungsprogramm zu Soja in der Dauerausstellung des Volkskundemuseums starten, als uns Lockdown und Anti-Corona-Maßnahmen ins Homeoffice schickten. Wir starteten folglich einen Aufruf, uns unter einem Hashtag (#SojaFromHome), Fotos von Gegenständen, Orten, Assoziationen zu schicken, die mit Soja zu tun haben. Die Sammlung wurde über Social Media geteilt, auf dem Soja-Blog gesammelt²² und floss später in weitere Formate und Denkansätze sowohl hinsichtlich Soja als auch hinsichtlich zu adaptierender Sozial- und Kommunikationsformate ein. Als wichtiger Faktor der Offenheit einer Online-Aktion hat sich bei #SojaFromHome ein flexibler Umgang und unkomplizierter Zugang zu Social-Media-Kanälen des Museums erwiesen, der sich aus den kurzen und schnell zu kommunizierenden Abstimmungsprozessen im Volkskundemuseum ergibt.

Nicht zuletzt (und ebenfalls zu einem nicht unerheblichen Teil den Corona-Maßnahmen geschuldet) haben wir im Herbst 2020 beschlossen, das geplante und weitgehend verunmöglichte Soja-Vermittlungsprogramm durch die Dauerausstellung des Volkskundemuseum Wien zu überdenken. Es ging dabei darum, mit und über die Geschichte, das Gebäude, die Herangehens- und Darstellungsweisen unseres Faches und auch über die Objekte in der Dauerausstellung ein Publikum und Interessierte zu erreichen, die nicht vor Ort im Museum sein konnten. Schließlich wagten wir uns – mit wenig Kenntnissen und Erfahrungen und damit ganz im Sinne des Experimentierfeldes – an das Format Online-Ausstellung. Im Sinne eines relationalen Museums setzen wir hier Soja in Beziehung zu Geschichte, Gesellschaft, Umwelt, Infrastruktur und Wirtschaft

22 #SojaFromHome. In: Soja-Blog. Wien 2020, <https://musojam.blog/sojafromhome/> (Zugriff: 15.2.2022).

und hinterfragen verhandelte oder unausgesprochene Verhältnisse und Verhältnismäßigkeiten – etwa in Hinblick auf Hierarchien oder Abhängigkeiten. Die Herausforderungen, die mit dieser Darstellungsform verbunden sind und museales Kuratieren auf den Kopf stellen, waren groß und erforderten viel Improvisation. Jedoch konnten wir so, wie auch schon mit dem Blog, überregional und sogar international Nutzer:innen erreichen und das gesammelte Wissen aus allen Öffentlichkeiten auf einer Plattform zusammenbringen. Die Online-Ausstellung *MuSOJAm. Soja im Museum. Die Online Ausstellung zur Bohne*²³ wurde im Juni 2021 eröffnet und stellte vorerst einen gewissen Abschluss des Soja-Projektes in der veröffentlichten Öffentlichkeit (Publikationen, Internetseite ...) dar.

Mit dem Audio-Rundgang *Soja im Museum* bietet sich inzwischen im Haus die Möglichkeit, die Online-Ausstellung wieder mit dem konkreten Museumsort zu vereinen. Mit einem eher frei gehaltenen, assoziativen „Hörgang“ durch die Dauerausstellung verknüpfen sich die Objekte mit den Soja-Erkenntnissen und stellen beide in einen neuen Zusammenhang.

Formate

Diverse Veranstaltungen und Workshops haben eigene Öffentlichkeiten mit sich gebracht, sie setzten sich aus vielen Akteur:innen zusammen, die mit dem Museum oder Soja in Verbindung stehen, und sprachen darüber hinaus neue Nutzer:innen an. Formate wie ein Speed-Dating-Abend mit lokalen Produzent:innen von Soja-Produkten, ein Fest, das Soja und Most in einen kulinarischen und thematischen Zusammenhang stellte, oder ein Kochkurs, bei dem das Lernen über Soja und der Austausch darüber Teil der kulinarischen Kreationen waren, brachten Menschen aus teils sehr unterschiedlichen Feldern in Kontakt.

Es konnte so ein *social program* geschaffen werden, das mit den neuen Museumsnutzer:innen einen erweiterten Input für Dialog und Austausch erzeugte. Die Zugänge zu Soja waren dabei sehr unterschiedlich: teilweise persönlich motiviert (etwa Lebens- und

23 <https://soja.volkskundemuseum.at/> (Zugriff: 15.2.2022).

Ernährungsstile) oder auch von kollektiver Bedeutung (Klima- und Umweltschutz, globale, regionale und lokale Verteilungsfragen, Nachhaltigkeiten, erzwungene Migrationen etc.). Der Prozess des Bewusstseins bzw. Bewusstwerdens individueller wie gesamtgesellschaftlicher Involvierung steht in den Vermittlungsprogrammen im Vordergrund. Zusammengefasst wird das Programm von der Frage geleitet: „Was hat das alles mit mir zu tun?“²⁴

Für die Kulturvermittlung im Museum nutzen wir auch den Garten und bauen seit 2019 Edamame (Gemüsesoja) und Sojabohnen an. Für das Vermittlungsprogramm des Soja-Projektes ist uns auch hier ein niederschwelliger, multisensorischer Zugang wichtig, z. B. die Sojapflanzen in unterschiedlichen Entwicklungsstadien zu sehen, sie anzugreifen, zu betrachten oder auch Edamame zu kosten. Alte Techniken der Aufbewahrung und Konservierung im Vergleich zu Tofu und Fermentierung kennenzulernen, war ebenso ein Bestandteil der Workshops und Veranstaltungen. Ressourcenschonende und klimabewusste Verwendung von Nahrungsmitteln ist ein Element der Workshops für unterschiedliche Altersklassen. Über den Vermittlungsgarten und die dort vermittelten Sojabezüge positionieren wir uns als lebendiger Ort der Bezirks- und Grätzel-Community und versuchen hier, Diskussionen und Austausch anzuregen und zu ermöglichen.

In den Vermittlungsprogrammen werden Assoziationen zum Thema Soja und mit den Objekten in der historischen Schausammlung

24 Die Ergebnisse eines Workshops zum Soja-Vermittlungsprogramm wurde bei der 32. dgv Studierendentagung 2019 zum Thema *Überfällig-Überflüssig* präsentiert. Vgl. Maren Sacherer, Edith Schnöll, Tabea Söregi: Über Überflüssigkeiten und Überfälligkeiten: Studierendentagung Wien 2019 – Ein Erfahrungsbericht. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 73 (2), 2019, S. 331–341. Sie wurden in die weitere Gestaltung des Vermittlungsprogrammes für Kinder von 9 bis 13 Jahren einbezogen und haben neue Perspektiven und Verbindungen geschaffen. Vgl. Katrin Prankl: Soja-Diskurse – Annäherung an eine Kulturpflanze. In: Maren Sacherer (Hg.): *Überfällig-Überflüssig*. Beiträge der Studierendentagung 2019 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 50). Wien 2021, S. 22–29, hier S. 29. Eine weitere Entwicklung der Workshops gemeinsam mit Schüler:innen war durch die Förderung von queraum möglich, siehe dazu Wiener Gesundheitsförderung: Kleine Initiativen. Wien o. J., https://www.wig.or.at/Initiativen/C3%B6rderung.2281.o.html#parent=graetzel_neu (Zugriff: 15.2.2022).

in Verbindung gebracht, erarbeitet neu angeordnet und diskutiert. Im Zentrum steht ein Bewusstseinschaffen in Bezug auf Konsum und Bevölkerungswachstum sowie auf soziale Gerechtigkeit, Ernährungssicherheit und Klimabewusstsein. Kulturanalytische Zugänge zu gesellschaftlichen Prozessen sowie zu historischen und aktuellen Kontexten werden dadurch ebenso deutlich wie Zusammenhänge unterschiedlicher Erkenntnisebenen (historisch, ernährungspolitisch, gesellschaftlich, klimatisch).

Soja und Museum

Soja hat uns die letzten Jahre mal vordergründig, mal im Hintergrund beschäftigt. Wir haben versucht, ins Museum einzuladen und mit Soja über Museum nachzudenken. Dieser Prozess ist zumindest seit 2019 mit intensiven gesellschaftlichen wie institutionellen Zukunftsfragen und Zielsetzungen verbunden. Mit Soja wurde die Klimafrage und die Frage nach Umweltgerechtigkeit immer drängender. Im September 2019 haben wir im Garten des Museums ein Foto mit den Mitarbeiter:innen des Hauses gemacht, auf dem „Museum for Future“ stand. Kurz danach wurde zunächst in Wien die MFF-Gruppe gegründet, bei der wir als Museum gerne und engagiert dabei sind. In der Gruppe am Volkskundemuseum, in der sich Kolleg:innen aus vielen Bereichen des Museums zusammenfinden, verstehen wir diese Arbeit auch als gesellschaftliches Sorgetragen. In einem kritisch kontextualisierenden Gesellschafts- und Kulturmuseum, das sich mit Machtdynamiken und -prozessen auseinandersetzt, wollen wir mit Soja auf vielen Ebenen zu Öffentlichkeit beitragen und Verantwortung übernehmen.

Sorgetragen für ein schwieriges Erbe: Provenienzforschung und Restitution öffentlich machen

Auch heute – über 75 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs – müssen sich viele österreichische Museen täglich mit NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut auseinandersetzen, denn noch immer befinden sich unzählige Objekte in den Sammlungen, deren Provenienz noch nicht gänzlich geklärt werden konnte oder deren rechtmäßige Eigentümer_innen noch nicht gefunden werden konnten. Darüber hinaus sind die Gegenstände zu nennen, die aufgrund mangelnder Ressourcen oder fehlenden Interesses nie von den Eigentümer_innen bzw. deren Rechtsnachfolger_innen übernommen wurden, sowie jene Objekte, die nicht restituiert werden können, weil sie nicht aufzufinden oder zu identifizieren sind. Neben diesen Gegenständen, die sich noch immer in den Museen befinden, sind Objekte nach erfolgreichen Restititionen als (Rück-)Ankäufe, Leihgaben oder Schenkungen wieder in den Museen zu finden. Außerdem ist sowohl auf die Lücken, die in den Sammlungen und Ausstellungen durch Restititionen entstanden sind, als auch auf die hinsichtlich ihrer Provenienz zu überprüfenden Neuzugänge in die Sammlung hinzuweisen.

In diesem Spannungsfeld aus zeitlicher Distanz, komplexen Eigentumsverhältnissen und der Auseinandersetzung mit der (eigenen) Geschichte drängen sich hinsichtlich der musealen Repräsentation von NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut, Provenienzforschung und Restitution zahlreiche Fragen auf: Werden die NS-verfolgungsbedingt entzogenen Objekte für die Museumsbesucher_innen als solche erkennbar? Wie werden Objektbiografien und die damit verbundene Verfolgung, Gewalt und (Mit-)Schuld dargestellt? Wird auf die historischen und aktuellen Eigentums- bzw. Besitzverhältnisse, rechtliche Rahmenbedingungen und aktuelle

Provenienzforschung hingewiesen? Werden durch Restitution entstandene Lücken durch andere Objekte geschlossen oder zur (Selbst-) Reflexion genutzt?

Anhand vier ausgewählter Beispiele – dem Oberen Belvedere, dem Naturhistorischen Museum Wien, dem Technischen Museum Wien sowie dem Volkskundemuseum Wien – werden diese und weitere Fragen in Bezug auf den Umgang mit den Themenbereichen NS-verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut, Provenienzforschung und Restitution in den Dauerausstellungen bzw. ständigen Schausammlungen im Folgenden diskutiert.¹

Oberes Belvedere

2018 wurden im Oberen Belvedere, einem der drei Standorte der Österreichischen Galerie Belvedere, zwei neue Ausstellungsräume eröffnet, die der Geschichte des Kunstmuseums gewidmet sind. Diese befinden sich in unmittelbarer Nähe zum Eingang – also durchaus prominent platziert –, jedoch müssen die Besucher_innen den vorgelagerten Museumsshop durchqueren, um dorthin zu gelangen. Anhand einer riesigen Texttafel mit Zeitstrahl, die sich durch die beiden Räume zieht, kann die Geschichte des Museums chronologisch von den Anfängen bis zur heutigen Zeit nachverfolgt werden. Im Zusammenhang dieses Beitrags ist besonders der hintere der beiden Räume von Bedeutung: Hier widmet sich das Belvedere der Geschichte des Hauses von 1903 bis heute. Auf der Texttafel mit Zeitstrahl wird auf den Erlass des Kunstrückgabegesetzes und den Beginn der Provenienzforschung sowie die Restitution von fünf Gemälden des österreichischen Malers Gustav Klimt (1862–1918) an die Erb_innen nach Adele und Ferdinand Bloch-Bauer im Jahr 2006 eingegangen. An der gegenüberliegenden Wand befindet sich das 1938 entzogene, 2013 restituierte und rückangekaufte Gemälde *Der Einzug Karls V. in Antwerpen* von Hans Makart, das mit einer Zusatztafel zur Objektbiografie versehen ist.

1 An dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden, dass die beschriebenen musealen Repräsentationen sich auf den Zeitpunkt des diesen Text zugrundeliegenden Vortrags im Mai 2021 beziehen und auf mittlerweile durchgeführte Änderungen in den Fußnoten hingewiesen wird.

Darüber hinaus befinden sich sechs Vitrinen zu je unterschiedlichen Zeitabschnitten im Raum, von denen zwei für das hier analysierte Thema relevante Objekte enthalten. Eine dieser Vitrinen trägt den Titel *Kunstrückgabe seit 1999/Der Fall Bloch-Bauer*. Im einleitenden Text werden die insgesamt 54 Kunstwerke aus 32 Sammlungen erwähnt, die seit dem Inkrafttreten des Kunstrückgabegesetzes von der Österreichischen Galerie Belvedere restituiert wurden. Nach einem kurzen Hinweis auf den Rechtsstreit mit den Rechtsnachfolgern der Familie Bloch-Bauer und der damit verbundenen Restitution von fünf Klimt-Gemälden wird auf eine Lebensgeschichte eingegangen, nämlich jene des Verfolgten Erich Bien, aus dessen Besitz sich vier Druckschriften im Besitz des Belvedere befinden, die 1939 und 1945 im antiquarischen Buchhandel erworben wurden. Ein Buch des 1940 im Waliser Exil Verstorbenen wird beispielhaft ausgestellt, wobei darauf hingewiesen wird, dass die rechtmäßigen Erb_innen bislang nicht gefunden werden konnten.² In der Vitrine befindet sich außerdem ein Foto von der Übergabe des Gemäldes *Sommernacht am Strand* von Edvard Munch an Marina Mahler aus dem Jahr 2007. Alle übrigen Objekte der Vitrine widmen sich dem prominenten Fall Bloch-Bauer, darunter u. a. eine Kopie des Testaments von Adele Bloch-Bauer, eine Empfangsbestätigung von Klimt-Werken, ein Dankschreiben des Direktors des Belvedere an Ferdinand Bloch-Bauer. Für Personen, die mit dem vielschichtigen Restitutionsfall nicht vertraut sind, dürften diese Objekte nicht besonders informativ sein. Es ist anhand der Objekte und ihrer knappen Beschreibungen nicht nachvollziehbar, wie genau die Werke in das Museum gelangten, warum die Rechtsnachfolger_innen bzw. das Belvedere jeweils Ansprüche erhoben und warum die Gemälde schließlich restituiert wurden.

In einer weiteren Vitrine, die sich dem Wiederaufbau und der Wiedereröffnung des Belvedere nach dem Zweiten Weltkrieg widmet, wird u. a. die Abschrift eines Briefes von Fritz Novotny, dem interimistischen Leiter des Hauses, an das Bezirksamt des 1. Wiener Bezirks ausgestellt. Entsprechend der

2 Die Erb_innen von Erich Arthur Bien konnten mittlerweile gefunden werden. Die vier Druckschriften aus dem ehemaligen Eigentum von Bien wurden der Bibliothek des Belvedere im Jahr 2022 als Schenkung überlassen.

Vermögensentziehungs-Anmeldeverordnung werden darin aus jüdischem Besitz stammende Kunstwerke aufgelistet und die Umstände des Erwerbs durch das Museum offengelegt. Dadurch werden nicht nur die höchst unterschiedlichen Wege der entzogenen Gegenstände, sondern auch die Rolle der Österreichischen Galerie Belvedere als Profiteurin des NS-Vermögensentzugs für die Besucher_innen erkennbar. Von diesem Dokument abgesehen wird die eigene (Mit-)Täterschaft während der NS-Zeit nicht thematisiert und bleibt somit für nicht deutschsprachige Besucher_innen verborgen.

In den übrigen Dauerausstellungen des Oberen Belvedere finden sich keinerlei Hinweise auf NS-verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut, Provenienzforschung und Restitution – auch nicht bei prominenten Restitutionsfällen wie Klimts *Das Forsthaus in Weißenbach I (Landhaus am Attersee)*, das 2001 von der Österreichischen Galerie Belvedere restituiert wurde und nun wieder als Dauerleihgabe im Oberen Belvedere gezeigt wird.³

Naturhistorisches Museum Wien

Ähnlich wie im Belvedere findet die Auseinandersetzung mit NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut, Provenienzforschung und Restitution im Wiener Naturhistorischen Museum (NHM) räumlich beschränkt statt, nämlich im Bereich des Stiegenhauses zwischen dem ersten und dem darüber liegenden Zwischenstock, wo sich nur noch ein einziger, nicht immer für Besucher_innen zugänglicher Raum für Sonderausstellungen befindet. Zwei Treppen führen nach oben: In den Vitrinen, die sich auf dem Podest der Treppe linkerhand befinden, wird auf die Jahre von 1750 bis 1870 eingegangen, während sich die Vitrinen der Treppe rechterhand den Phasen von 1870 bis 1918 und von 1918 bis heute widmen, wobei sich eine Hälfte der Vitrine „1918 bis heute“ mit der Zeit des Nationalsozialismus und ihren Folgen befasst.

Eine Texttafel geht allgemein auf die Vorgänge im NHM während der NS-Zeit und die Einflüsse der NS-Ideologie auf die

3 Vgl. Österreichische Galerie Belvedere: Forsthaus in Weißenbach I (Landhaus am Attersee), <https://sammlung.belvedere.at/objects/83843/forsthaus-in-weienbach-i-landhaus-am-attersee> (Zugriff: 3.4.2022).

Forschungs- und Sammlungsprojekte ein. Erwähnt werden hier die Teilnahmen von Mitarbeiter_innen des NHMs an Expeditionen der Deutschen Wehrmacht und der SS, durch die zahlreiche Objekte aus Polen, Griechenland und der Sowjetunion in die Sammlung gelangten, und es wird dargelegt, dass sich ein Mitarbeiter als Aufseher im KZ Auschwitz meldete, um dort von Gefangenen Tiere präparieren zu lassen. Am Ende des Textes heißt es: „Im Zuge der Entnazifizierung nach 1945 wurden 40 Bedienstete entlassen. 1947 wurden die am Währinger Jüdischen Friedhof ausgegrabenen Skelette wiederbestattet und 1990 die angekauften Schädel und Totenmasken [jüdischer und polnischer KZ-Häftlinge, Anm. A. B.] an die Israelitische Kultusgemeinde Wien übergeben.“

Gezeigt wird – neben anthropologischen Messinstrumenten, die zur Untermauerung der rassistischen Ideologie verwendet wurden – die Kopie eines Antennenschwerts aus der Bronzezeit, das 2009 restituiert wurde. Auf einer Texttafel mit der Überschrift „Restitution“ findet sich der Objekttext sowie ein kurzer Absatz, der die Besucher_innen darüber informiert, dass seitens des NHM seit dem Inkrafttreten des Kunstrückgabegesetzes 1998 Recherchen zu Objekten angestellt werden, die „im Zuge oder als Folge der NS-Gewaltherrschaft in das Eigentum des Bundes gelangt sind“, und dass diese zurückgegeben werden.

Ausgestellt wird in der Vitrine außerdem der 50. Band der *Annalen des Naturhistorischen Museums Wien* aus dem Jahr 1940, in welcher der damalige Direktor Hans Kummerlöwe seine Prioritäten deutlich machte: „Der Wissenschaft und Wahrheit! darüber aber: Dem Vaterland, der Nation unserem Ewigen Großdeutschland“. Nicht nur hinsichtlich dieser Ausführungen erscheint es äußerst fragwürdig, dass nur wenige Meter weiter im Stiegenhaus unkontextualisiert ein Porträt des überzeugten Nationalsozialisten Kummerlöwe, der bereits seit 1925 Mitglied der NSDAP Leipzig war,⁴ zwischen den Konterfeis der übrigen ehemaligen Direktoren des Hauses hängt.

4 Maria Teschler-Nicola: Richard Arthur Hans Kummerlöwe alias Kummerloewe (1903–1995): Erster Direktor der wissenschaftlichen Museen in Wien in der NS-Zeit. In: *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* 142, 2012, S. 279–304, hier S. 302.

Auffällig ist auch, dass sich zwei Beiträge des Audioguides *NHM TOP 100* auf Objekte aus den beschriebenen Vitrinen beziehen, allerdings auf jene auf dem Podest der linken Treppe, die sich der Zeit bis 1870 widmen. Wie durch den Audioguide werden Besucher_innen durch den Aufsteller, der sich am Anfang der linken Stiege befindet und auf die Ausstellung zur Geschichte des NHM hinweist, nur zu jenem Bereich geleitet, in dem der Zeitraum bis 1870 dargestellt wird. Um etwas über die Zeit nach 1870 zu erfahren, müssten die Besucher_innen selbstständig wieder die Stufen hinab und auf der gegenüberliegenden Seite wieder nach oben zu den anderen beiden Vitrinen gehen. Es ist anzunehmen, dass viele Besucher_innen durch die (fehlende) Beschilderung nichts über NS-verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut, Provenienzforschung und Restitution erfahren, denn auch in der übrigen Dauerausstellung sucht man vergeblich nach Hinweisen.⁵

Technisches Museum Wien

Auch im Technischen Museum Wien (TMW) widmet sich ein kleiner, anlässlich des 100. Jubiläums 2009 gestalteter Bereich im Treppenhaus seitlich des Festsaals der Geschichte des Museums in der NS-Zeit, der Provenienzforschung und Restitution. Anhand des Nachlasses des 1942 von den Nationalsozialist_innen ermordeten Technikhistorikers Hugo Theodor Horwitz werden die Ziele und Erfolge der Provenienzforschung aufgezeigt. 2006 wurde dessen Nachlass an seinen in Kanada lebenden Sohn restituiert, der die Manuskripte und Briefe seines Vaters wiederum dem TMW schenkte. Der übrige Teil des Nachlasses (97 Bücher) wurde vom Museum angekauft.

- 5 Die Ausführungen beziehen sich auf den Zustand der Ausstellung *Geschichte des NHM* zum Zeitpunkt des Vortrags im Mai 2021. Im April 2022 wurde die Ausstellung umgestaltet und die Porträts der ehemaligen Direktoren werden nicht mehr gezeigt. Dies ist vermutlich auf die Neueröffnung des interaktiven Bereichs *Deck 50* im darüber liegenden Zwischengeschoss zurückzuführen. Der Bereich im Stiegenhaus wurde im Zuge dessen im Herbst 2021 mit einem modernen Leitsystem aufgewertet und wird sicherlich deutlich stärker frequentiert als zuvor.

Darüber hinaus wird in diesem Bereich auf großen Texttafeln auf die einzelnen Schritte und den (nicht mehr) aktuellen Stand der Provenienzforschung eingegangen. Neben der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Themen wird durch Miriam Bajtalas Arbeit *Ohne Namen* auch künstlerisch interveniert: Eine verspiegelte Glaswand und Toninstallation rund um die Ehrentafel am Eingang des Festsaals soll darauf aufmerksam machen, dass auf der ursprünglich angebrachten Tafel der jüdische Industrielle Bernhard Wetzler sowie das jüdische Bankhaus Rothschild genannt wurden, weshalb sie 1942 ersetzt wurde.

Neben dem Bereich im Treppenhaus widmet sich die 2015 eröffnete Dauerausstellung *Inventarnummer 1938* den untersuchten Themenbereichen. In der Ausstellung werden neben bereits restituierten Objekten, die sich wieder bzw. noch immer im Museum befinden, und Objekten, deren Provenienz noch ungeklärt ist, auch leere Schachteln präsentiert, die auf jene Objekte verweisen, die nicht mehr im Museum sind. Die Ausstellung, die sich im Bereich der großen Schausammlung *Alltag – Eine Gebrauchsanweisung* befindet, ist als Prozess angelegt, soll sie doch durch Restititionen schrittweise geleert werden und sich so von einer Präsentation der Objekte zu einer Dokumentation der Rückgabe transformieren.⁶ Zu jedem Objekt bzw. zu jeder Objektgruppe sind in der Ausstellung zwei Texttafeln angebracht: Auf der ersten Tafel finden sich kurze Hinweise zu den direkten Vorbesitzer_innen, zum Datum der Übernahme, zur Art der Widmung (Schenkung, Leihgabe oder Ankauf) sowie kurze Objektbeschreibungen. Die zweite Tafel widmet sich ausführlich der Provenienz der Objekte, den Biografien der ursprünglichen Besitzer_innen und dem – teilweise leider nicht mehr aktuellen – Stand der Provenienzforschung. Neben den Objekten werden in der Ausstellung auch Reproduktionen von Fotos und Dokumenten gezeigt, die mit den Objektbiografien in Zusammenhang stehen. Erwähnenswert ist auch der Bildschirm, auf dem die Objekte gezeigt werden, die sich in anderen Ausstellungen im Haus befinden – auch jene, die vor Ort nicht gekennzeichnet sind. Dadurch ergibt sich für

6 Christian Klösch: Von „Russenbriefen“ und „Durchlauferhitzer“. Provenienzforschung im Technischen Museum Wien mit Österreichischer Mediathek. In: Neues Museum 3–4, 2013, S. 26–32, hier S. 32.

Besucher_innen des TMW die Möglichkeit herauszufinden, bei welchen (nicht gekennzeichneten) Objekten es sich um NS-verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut handelt. Außerdem stehen in der Ausstellung zwei Computer zur Recherche in der vom TMW angelegten Datenbank zum NS-Kfz-Raub bereit.

Neben der Ausstellung *Inventarnummer 1938* sowie dem Bereich im Stiegenhaus befinden sich drei gekennzeichnete Objekte, die nach der Restitution vom Museum (rück-)angekauft wurden, in den Schausammlungen bzw. im Festsaal. 2011 wurde ein Durchlauferhitzer restituiert und wiederangekauft, der 1938 als Leihgabe der Wiener Städtischen Gaswerke ins Museum gelangte und 2007 als Schenkung übernommen wurde. Im Ausstellungsbereich *Energie* wird die Bibliothek des Erdölfachmanns Leopold Singers gezeigt, die 1939 von der Gestapo beschlagnahmt, in weiterer Folge von der Hochschule für Welthandel (der heutigen Wirtschaftsuniversität) erworben und schließlich 2015 von ebendieser an die Rechtsnachfolger_innen Singers restituiert wurde. Diese überließen die Bibliothek 2016 dem TMW. Ebenfalls vor der Übernahme durch das TMW im Jahr 1994 wurde die Orgel des Industriellen Willibald Duschnitz, der 1938 aus Österreich fliehen musste, restituiert. Seine Villa wurde von der Gestapo beschlagnahmt und nachfolgend sowohl von der Deutschen Wehrmacht als auch der österreichischen Regierung und den US-Amerikaner_innen verwendet. Nach der Restitution 1950 verkaufte Duschnitz die Orgel 1955 an die Pfarre Leopoldsdorf, von wo das TMW sie schlussendlich übernahm. Heute befindet sich die Orgel im Festsaal des TMW, begleitet von einem großen Aufsteller, auf dem die Objektgeschichte nachgezeichnet wird. Die übrigen NS-verfolgungsbedingt entzogenen Objekte, die sich in der Schausammlung befinden, werden nicht gekennzeichnet, allerdings wird – wie bereits erwähnt – auf einem Bildschirm in der Ausstellung *Inventarnummer 1938* auf diese Objekte und ihren jeweiligen Standort hingewiesen.

Volkskundemuseum Wien

Im Gegensatz zu den bisher beschriebenen Bundesmuseen sind private Museen wie das Volkskundemuseum Wien nicht vom Kunstrückgabegesetz betroffen und sind dadurch auch nicht zur Provenienzforschung oder Restitution verpflichtet. Der Vereinsvorstand

des Volkskundemuseums hat sich dennoch im Frühjahr 2015 dazu entschlossen, eng mit der Kommission für Provenienzforschung zu kooperieren und die Bestimmungen des Kunstrückgabegesetzes sinngemäß anzuwenden. Seitdem konnten bereits rund 600 Objekte an die rechtmäßigen Eigentümer_innen restituiert werden.⁷

Das sich durch die Entscheidung des Vereinsvorstands bereits abzeichnende Selbstverständnis des Museums wird auch in der Schausammlung erkennbar: Auf der verhältnismäßig kleinen Ausstellungsfläche finden sich 20 Hinweise auf NS-verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut, Provenienzforschung und Restitution, wobei diesen Themen kein eigener Bereich gewidmet wird, sondern die Informationen direkt bei den betroffenen Objekten vermittelt werden. Die zusätzlich kontextualisierten Objekte bleiben dadurch in ihrer vorherigen Funktion für das Narrativ der Ausstellung erhalten, während sie gleichzeitig auf eine weitere inhaltliche Ebene verweisen. So wird anhand kleiner Texttafeln auf aktuelle Recherchen zur Provenienz von 15 Objekten aus diversen Bereichen der Sammlung gemäß Kunstrückgabegesetz hingewiesen. Auch wenn sich die Provenienz als unproblematisch herausstellen sollte, wird so Forschungsarbeit öffentlich gemacht und ein transparentes Vorgehen während des gesamten Prozesses der Provenienzforschung gefördert.

Neben diesen Objekten, deren Provenienz erst erforscht wird, wird in der ständigen Schausammlung des Volkskundemuseums eine Lithografie gezeigt, deren Restitution bereits 2019 vom Kunstrückgabebeirat empfohlen wurde, die jedoch bislang nicht restituiert werden konnte, weil die Rechtsnachfolger_innen des ehemaligen Besitzers, dem Antiquar Wilhelm Hernfeld, unbekannt sind. Auf einer neben dem Objekttext zusätzlich angebrachten Tafel wird transparent gemacht, dass es sich dabei um eines von 15 1939 erworbenen Objekten handelt, warum die Restitution vom Kunstrückgabebeirat empfohlen wurde und dass die Suche nach den Erb_innen aktuell noch nicht erfolgreich war. Zusätzlich werden Links zur Website des Hauses selbst, zur Kommission für Provenienzforschung sowie zu Israelitischen Kultusgemeinde Wien für weitere Informationen angeführt.

7 Vgl. Volkskundemuseum Wien: Provenienzforschung und Restitution, <https://www.volkskundemuseum.at/provenienzforschung> (Zugriff: 9.3.2022).

Besonders hervorzuheben ist der Umgang des Volkskundemuseums mit den Objekten aus dem Eigentum von Anna Mautner, der Witwe des Volkskundlers Konrad Mautner: Auf vier großen Texttafeln, die sich in unterschiedlichen Räumen der Schausammlung befinden, werden anhand beispielhafter Objekte aus der Sammlung Mautner diverse Aspekte der Enteignung, Provenienzforschung und Restitution diskutiert. Auf allen vier Tafeln findet sich neben einem Objektfoto und einem klassischen Objekttext der Hinweis, dass zahlreiche Objekte der Mautners „im Jahr 1938 auf Betreiben des Volkskundemuseums beschlagnahmt und daraufhin vom Museum erworben“ wurden, diese 2017 auf Empfehlung des Kunstrückgabebearrats restituiert wurden und zum Großteil 2020 als Schenkung ins Museum zurückkehrten. Auf der ersten Tafel, die sich auf eine Farblithografie bezieht, wird außerdem auf die Entscheidung des Volkskundemuseums für die systematische Provenienzforschung im Sinne des Kunstrückgabegesetzes, die Rolle des Museums während der NS-Zeit sowie die Finanzierung der laufenden Provenienzforschung eingegangen. Die zweite Tafel widmet sich der Geschichte der Sammlung von Anna und Konrad Mautner, deren Beziehung zum Volkskundemuseum vor der NS-Zeit, der Enteignung der Sammlung unter Bemühung des Ausfuhrverbotsgesetzes, der Restitution sowie der anschließenden Schenkung an das Museum. Informationen zu den Biografien des Ehepaars und die Flucht von Anna Mautner finden sich auf der dritten Tafel. Die vierte und letzte Tafel widmet sich der volkskundlichen Forschung der Mautners sowie deren Einfluss auf die Disziplin.

An dieser Stelle soll nicht unterwähnt bleiben, dass die durch die Restitution der Objekte aus der Sammlung Mautner entstandenen Lücken in der Schausammlung, die sich erst durch die Schenkungen 2020 wieder schlossen, vom Volkskundemuseum nicht mit vergleichbaren Objekten gefüllt wurden, sondern zur (Selbst-)Reflexion und zur Information der Besucher_innen genutzt wurden: Anstelle der restituierten Objekte erläuterten leicht nachvollziehbar Texte, welche Objekte ausgestellt wurden, bis wann sie hier gezeigt wurden, warum sie nicht mehr zu sehen waren, mit welchem Text sie versehen waren und welche Inhalte damit in der Ausstellung vermittelt werden sollten. Darüber hinaus wurden die Objektgeschichten mit Fokus auf Enteignung und Restitution nachgezeichnet sowie auf die

Provenienzforschung im Volkskundemuseum eingegangen. Zusätzlich wurden die ursprünglichen Objekttexte mit einem halbtransparenten Klebestreifen mit der Aufschrift „restituiert“ überklebt. Die Reste der Klebestreifen sind noch jetzt, wo sich die Objekte wieder im Museum befinden, zu erkennen.

Conclusio

NS-verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut wird in den untersuchten Dauerausstellungen für die Museumsbesucher_innen nur teilweise erkennbar. Aktuelle Provenienzforschung wird in drei der vier untersuchten Museen durch gekennzeichnete Beispiele aufgezeigt, wobei im Oberen Belvedere nur ein Objekt gezeigt wird, dessen rechtmäßige Eigentümer noch nicht ausgeforscht werden konnten, wohingegen im Volkskundemuseum zahlreiche Objekte gekennzeichnet sind, deren Herkunft erst überprüft werden muss, und im TMW auf mehrere Objekte aus beiden Kategorien eingegangen wird.

Lücken, die durch Restitutionen entstanden, werden aktuell ausschließlich in der Ausstellung *Inventarnummer 1938* im Technischen Museum Wien zur (Selbst-)Reflexion und Information der Besucher_innen genutzt. Die wieder geschlossenen Lücken im Volkskundemuseum werden deutlich kontextualisiert, wohingegen sie im Belvedere sowie im NHM für die Besucher_innen unsichtbar bleiben.

Während sich das Obere Belvedere und das Naturhistorische Museum bei der Repräsentation von NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut, Provenienzforschung und Restitution räumlich auf verhältnismäßig kleine Bereiche, die sich der Geschichte der Museen widmen, in nicht besonders frequentierten Abschnitten des Museums beschränken, kontextualisiert das TMW auch außerhalb der Dauerausstellung *Inventarnummer 1938* und dem Bereich bei der Ehrentafel drei NS-verfolgungsbedingt entzogene Gegenstände in der ständigen Schausammlung. Im Volkskundemuseum hingegen finden sich zahlreiche – wenn auch häufig sehr kurz gehaltene – Hinweise auf die untersuchten Themenbereiche in der gesamten Schausammlung. Während Besucher_innen im NHM wohl nur durch Zufall auf die durchaus (selbst-)kritischen Inhalte stoßen, wird dem

Vergessen im Volkskundemuseum aktiv entgegengetreten, denn die Besucher_innen kommen kaum umhin, zumindest eine der vielen Hinweistafeln zu bemerken.

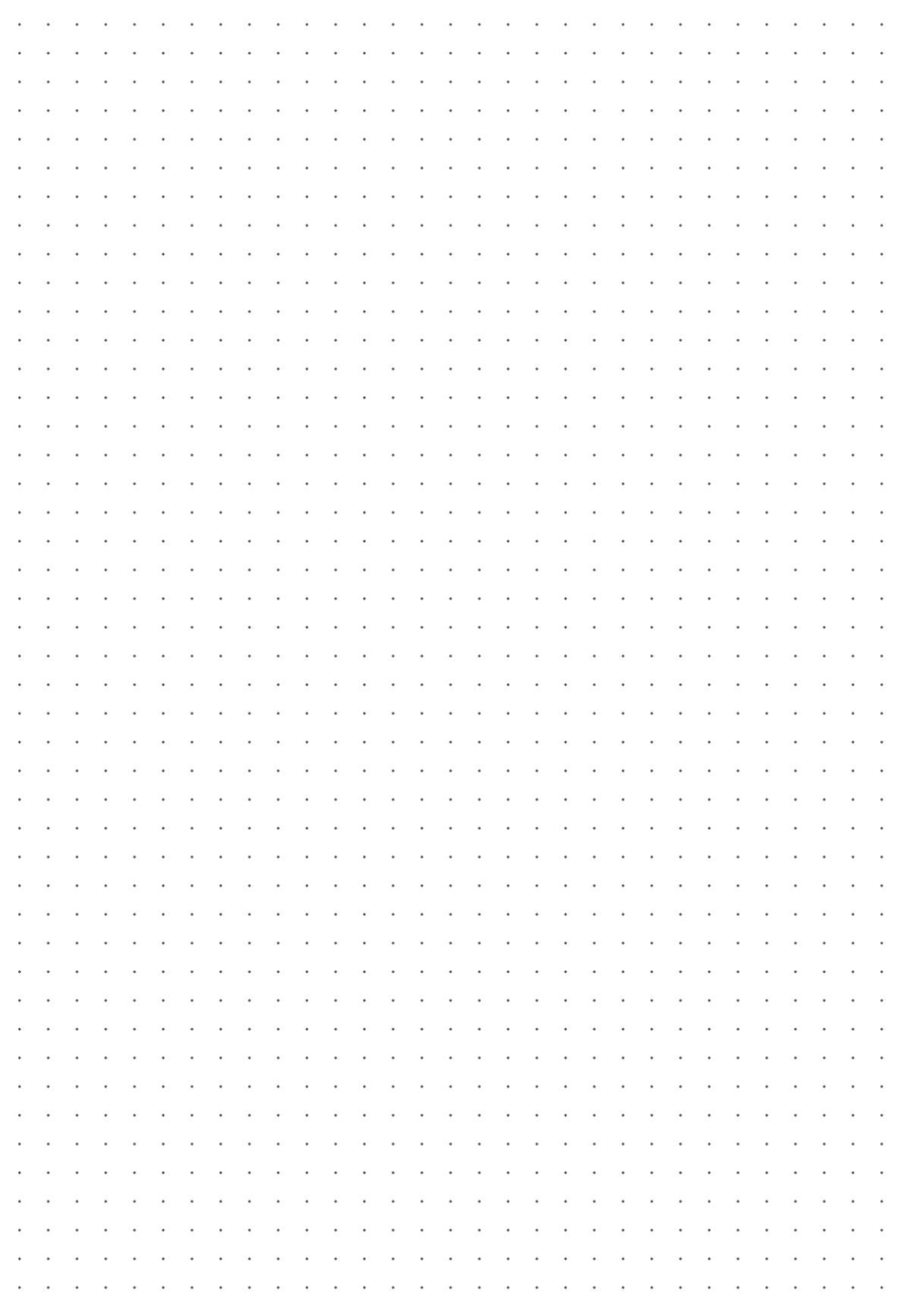
Auch hinsichtlich der Inhalte unterscheiden sich die vorgefundenen Repräsentationen: Im TMW und im Volkskundemuseum werden Biografien von Personen und Objekten im Zusammenhang mit NS-Vermögensentzug detailliert nachgezeichnet, wohingegen im Oberen Belvedere häufig vorausgesetzt wird, dass die Besucher_innen diese bereits kennen, um die gezeigten Archivalien und Objekte einordnen und deuten zu können. Auf die eigene (Mit-) Täterschaft beim Vermögensentzug wird in allen Museen außer dem TMW – hier sind bislang auch keine Hinweise diesbezüglich bekannt – eingegangen, wobei dieses Thema im Oberen Belvedere ausschließlich durch ein gezeigtes Dokument gestreift wird, während im NHM klar auf die Gesinnung des damaligen Direktors und die Verbrechen der Mitarbeiter⁸ eingegangen wird und im Volkskundemuseum mehrmals von Beschlagnehmung „auf Betreiben des Volkskundemuseums“ die Rede ist. Auf die rechtlichen Rahmenbedingungen von Provenienzforschung und Restitution wird in allen untersuchten Museen kurz hingewiesen, jedoch beschränken sich die Ausführungen auf Nebensätze. Der Ablauf der Provenienzforschung und Restitution wird im TMW auf einer Texttafel nachgezeichnet, wohingegen er im Volkskundemuseum durch die unterschiedlichen Hinweise impliziert wird.

Hinsichtlich der Repräsentation von NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut, Provenienzforschung und Restitution bestehen also große Unterschiede – sowohl zwischen den einzelnen Museen als auch zwischen den Bundesmuseen (Oberes Belvedere, NHM und TMW) und dem Volkskundemuseum. Es ist anzunehmen, dass Zweiterer auch in der Größe der Institution begründet liegt, denn kleinere Museen verfügen zwar meist über weniger Ressourcen, dafür profitieren sie von der Flexibilität, die von Vorteil ist, wenn aktuelle Ergebnisse der Provenienzforschung oder Entscheidungen des Kunstrückgabebeirats zeitnah in die Ausstellung integriert werden

8 In den Ausstellungstexten wird ausschließlich das generische Maskulinum verwendet, weswegen ohne weitere Recherchen unklar bleibt, inwiefern auch Frauen beteiligt waren.

sollen. Das Volkskundemuseum zeigt, dass das Öffentlichmachen von NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut, Provenienzforschung und Restitution nicht kostspielig sein muss. Herkömmliche Texttafeln und Hinweisschilder, die einfach zusätzlich in der Ausstellung angebracht werden und teilweise mehrfach verwendet werden können, vermitteln zusätzliche Inhalte – sowohl hinsichtlich der Objektbiografien als auch der Museumsarbeit. Eigene Bereiche, die sich der Provenienzforschung und Restitution widmen, stellen freilich auch einen sinnvollen Lösungsansatz dar, können jedoch auch dazu führen, dass diese Themen von den Besucher_innen nicht wahrgenommen werden, weil sie den jeweiligen Ausstellungsbereich nicht aufsuchen.

Rein rechtlich betrachtet stellt dieser unterschiedliche Umgang der untersuchten Museen mit NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut, Provenienzforschung und Restitution kein Problem dar, wohingegen manch beschriebenes Vorgehen hinsichtlich ethischer Gesichtspunkte, der eigenen Glaubwürdigkeit und der Aufarbeitung der (Institutionen-)Geschichte als fragwürdig betrachtet werden kann. Schlussendlich bleibt festzustellen, dass die Museen und ihre heutigen Mitarbeiter_innen nicht für ihr problematisches Erbe verantwortlich gemacht werden können, jedoch kann sehr wohl der Anspruch erhoben werden, dass die Museen dieses Erbe öffentlichmachen und dafür Sorge tragen, dass das Geschehene nicht in Vergessenheit gerät und sich niemals wiederholt.



Werte konstruieren – Werte hinterfragen Kulturvermittlung am Volkskundemuseum Wien im Wandel

Einer der Meilensteine in der Geschichte der Wissensvermittlung am Volkskundemuseum Wien war die Anstellung der Autor*innen dieses Artikels 2004, was erst die Gründung einer Abteilung für Kulturvermittlung ermöglicht hat. Die Geschichte des Vermittelns von Inhalten an die Öffentlichkeit beginnt weit vorher, nämlich bereits mit der Gründung des Vereins für Volkskunde und seines Museums. Im Folgenden wollen wir Einblicke geben in diese rund 100 Jahre. Der Schwerpunkt dieses Beitrags liegt dabei auf dem Themenfeld Museum und Schule. Als Quelle dienten die Chroniken, die Jahresberichte und Mitteilungen des Museumsvereins und des Hauses in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, die Mitteilungsblätter der Museen Österreichs, das Archiv des Volkskundemuseum Wien und im Besonderen das Archiv der Kulturvermittlung sowie Fachliteratur.

Lehrkräfte und Volksbildung

Die Gründung des Vereins für Volkskunde und die Festlegung seiner Ziele am 20. Dezember 1894 durch drei wissenschaftliche Beamte der Anthropologisch-Ethnographischen Abteilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums – Michael Haberlandt, Wilhelm Hein und Moriz Hörnes – gehen auf Unternehmungen von Akademikern aus dem urbanen Milieu zurück, materielles Erbe vor allem aus dem cisleithanischen Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie durch ein intensives Sammeln vor dem Verschwinden, Vergessen und der

„Verstädtelung“ zu bewahren.¹ Sie wurden unterstützt von Bürgerlichen, Beamten, Künstler*innen, Geistlichen, Pädagog*innen und Wirtschaftstreibenden. Erforscht und gesammelt wurden Objekte, die im Zusammenhang mit Bedürfnissen und Tätigkeiten ländlicher Bevölkerungsgruppen stehen (Essen, Wohnen, Schlafen, Pflegen, Kleiden, Spielen, Arbeit, Freizeit, Ausübung von religiösen Riten und von Bräuchen).

Das Bestreben, die Ergebnisse von Forschungs- und Sammeltätigkeiten öffentlich zu zeigen, führte zu einer ersten dauerhaften Aufstellung der Sammlungen bereits im Jahre 1897 in Räumen der Wiener Börse mit einer Fülle von Exponaten (3.866 Objekte, dazu neun Stuben und Krippen). Im Jahre 1900 sind Schulklassen erstmals als wünschenswerte Zielgruppe in den Mitteilungen des Museums genannt. Um den Besuch zu fördern, erwirkte Direktor Michael Haberlandt einen Erlass durch den k.k. niederösterreichischen Landesschulrat, den Bezirksschulrat der Stadt Wien und durch die Gewerbeschulkommission. Dieser ging an alle Mittelschulen, Lehrerbildungsanstalten und Gewerbeschulen. Neben Michael Haberlandt führten der Museumsverwalter Franz Xaver Grössl und gelegentlich auch der Museumsaufseher Ulrich Schuster sowie Mitglieder der Vereinsleitung wie der Bibliothekar und Pädagoge Julius Thiring und Professor Arthur Petak Schulklassen durch das Museum.² Über Jahre hinweg bildeten nun Schüler*innen die Hauptgruppe der Besucher*innen.³

Für eine Neuaufstellung 1901 war man dem ethnografischen Prinzip gefolgt und teilte die Schausammlungsbereiche nach den mitteleuropäischen Sprachgruppen – der deutschen, slawischen und romanischen – ein. Im Schausammlungsführer von 1908 und in der Neuauflage 1914⁴ zeigen sich starke deutschnationale Tendenzen, man

- 1 Herbert Nikitsch: Auf der Bühne früher Wissenschaft. Aus der Geschichte des Vereins für Volkskunde (1894–1945). Wien 2006, S. 182.
- 2 Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde 7, 1901, S. 103.
- 3 Siehe Besuch des Museums. In: Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 1901–1917.
- 4 Michael Haberlandt: Führer durch die Sammlung des Museums für Volkskunde. Wien 1908 und 1914.

rückte die Objekte der deutschsprachigen Bevölkerungsgruppen in den Vordergrund. Der Herausgeber und – seit 1912 staatlich angestellte – Museumsleiter Michael Haberlandt wurde nun von seinem Sohn, dem Volontär Arthur Haberlandt, bei Führungen und Vorträgen unterstützt. Ziel der personalen Vermittlung war es, zu belehren und Einfluss auf die Bevölkerung zu nehmen, um „die konservativen Neigungen und Bestrebungen“ zu stützen.⁵ „Patriotismus und Heimatgefühl“ sollten gestärkt werden, wie im Jahresbericht von 1914 zu lesen ist.⁶ Schüler*innen wurde in Begleitung einer Lehrperson kostenloser Eintritt gewährt. Die schriftlichen Schausammlungsführer waren als Behelf für Lehrkräfte wohl zur Vor- und Nachbereitung und vor allem beim Museumsbesuch im Einsatz. Michael Haberlandt schrieb von „praktischer Verwertung der Sammlungen“ und deren wiederholtes Besichtigen und Benützen.⁷ Diese Aussage bezog sich nicht nur auf den Besuch von Wissenschaftler*innen, sondern auch auf die Besuche der Schüler*innen von Malschulen und Kunstgewerbeschulen, die die Exponate als Vorlagen für ihre Zeichnungen nützten. Der Schausammlungsführer von 1919 ist gleichzeitig der erste nach dem Umzug des Museums in die Laudongasse. Erstmals findet sich in der *Besuchsordnung des Führers durch das Museum für Volkskunde*⁸ ein Hinweis auf Führungen, ebenso im Schausammlungsführer von 1921.⁹ Man verwies auf eine Anmeldung bei der Direktion oder beim Volksbildungsamt im Staatsamt für Unterricht. Die Pflege der Volkskunde wurde zu einer „Bildungs- und Herzenspflicht jedes Volksgenossen“ erklärt.¹⁰ Aus der ehemaligen Belehrung, einseitig und

- 5 Michael Haberlandt: Ein Haus für das k. k. Museum für österreichische Volkskunde. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde 19, 1913, S. I–VI, hier S. II.
- 6 Michael Haberlandt: Tätigkeitsbericht des Museums für 1914. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde 21–22, 1915–1916, S. 26–30, hier S. 29.
- 7 Michael Haberlandt: Verwaltungsbericht für 1905. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde 12, 1906, S. 96–98, hier S. 98
- 8 Führer durch das Museum für Volkskunde. Kurze Ausgabe. Wien 1919, S. 1.
- 9 Führer durch das Museum für Volkskunde. Kurze Ausgabe. Wien 1921, o. S.
- 10 Michael Haberlandt: 25 Jahre Verein und Museum für österreichische Volkskunde (1894–1919) In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 26, 1920, S. 9–14, hier S. 12.



Abb. 1: Ferienspiel 1982 im Museumsgarten , Fotograf*in unbekannt

Abb. 2: Franz Grieshofer mit Studentinnen der Volkskunde beim Familientag zum Thema Maskenbrauch, 1983. Fotograf*in unbekannt



Abb. 3: Ulrike Vitovec mit Kindern in der Sonderausstellung Strohintarsien, 1993.

Fotograf*in unbekannt

Abb. 4: Das Kulturvermittlungsteam in der Sonderausstellung museum_Inside_out, 2007.

Foto: Barbara Zeidler



Abb. 5: Aktion in der neuen Vermittlungsküche 2017. Fotograf*in unbekannt

von oben herab, wurde Bildung zur Holschuld für alle. Die Verbindung der Museumsleitung zu Vertretern der Bildungspolitik intensivierte sich.¹¹ Bei der Gedenkfeier anlässlich des 25-jährigen Bestands von Verein und Museum am 11. Jänner 1920 wies der Bildungsreformer Otto Glöckel, damals Staatssekretär für das Bildungswesen, später Präsident des Wiener Stadtschulrats, in seiner Rede auf deren bedeutende Rolle „bei der notwendigen Reform der Schulen und der allgemeinen Volksbildung“ hin.¹² Im selben Jahr wurde abermals ein Erlass für Schulen aller Art ausgegeben, das Museum zu besuchen. Diese guten Beziehungen zwischen Museum und Stadt Wien, gefestigt durch Schulinspektoren und Pädagog*innen im Museumsausschuss, hielten bis in die 1930er Jahre an.

11 Birgit Jöhler und Magdalena Puchberger: Wer nutzt Volkskunde? Perspektiven auf Volkskunde, Museum und Stadt am Beispiel des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 119, 2016, S. 183–220, hier S. 191, und Anm. 15.

12 Haberlandt (wie Anm. 10), S. 14.

Kurse und Radiosendungen

1920 starteten „Lehrerkurse“ – einmal pro Woche unterrichteten Michael und Arthur Haberlandt Volks-, Bürger- und Mittelschullehrer*innen, um die Museumssammlungen für den Unterricht zu erschließen. Man veranstaltete „Führungsvorträge“ und gab den gedruckten Ausstellungsführer als Lehrmittel aus. Diese Lehrerkurse erstreckten sich über mehrere Wochen und fanden – teilweise in Kooperation mit dem Wiener Stadtschulrat – bis 1934 statt. Sehr fortschrittlich war der Rat an die Lehrkräfte, höchstens drei bis vier Ausstellungsräume bei einem Besuch anzusehen, dafür aber mehrmals zu kommen. Jedes Jahr fanden darüber hinaus weitere Kurse an Bildungseinrichtungen statt. Als Vortragende wirkten beispielsweise 1922 die beiden Haberlandts, weiters der „Volkskunde- und Volksmusikforscher“¹³ Konrad Mautner und der Philologe Ludwig Radermacher.¹⁴ 1930 erschien der letzte Schausammlungsführer vor einer langen Pause. Er wurde von Arthur Haberlandt verfasst, das Vorwort stammt von Michael Haberlandt. Erstmals formulierte Letzterer darin mit Zuversicht, dass der „Führer“ sich „in der Hand der Lehrer bei den Schulbesuchen [...] ersprießlich erweisen“ wird.¹⁵ Orientierungspläne sowie ein Abbildungsteil sollten den Lehrkräften nützlich sein. Die Handreichung enthält auch Angaben zu Öffnungszeiten und zum Eintrittsregime für Schulklassen. Unter der Führung einer Lehrkraft hatten die Schüler*innen an zwei Tagen in der Woche freien Eintritt, auch Hochschüler*innen und Schüler*innen höherer Fachschulen.

Ab 1928 nützte die Direktion das neue Medium Radio für die Öffentlichkeitsarbeit und auch als Lehrmittel. Michael und Arthur Haberlandt hatten 1924 Verstärkung durch die Vertragsbeamtin für die Bibliothek und wissenschaftliche Assistentin Adelgard Perkmann

- 13 Claudia Spring: Wissen schafft Lücken. Provenienzforschung und Restitution im Volkskundemuseum Wien. In: Eva Blimlinger, Heinz Schödl (Hg.): ... (k)ein Ende in Sicht. 20 Jahre Kunstrückgabegesetz in Österreich (=Schriftenreihe der Kommission für Provenienzforschung, VIII). Wien 2018, S. 205–212, hier S. 205.
- 14 Abfrage nach Mautner und Radermacher im Volkshochschularchiv unter http://archiv.vhs.at/vhsarchiv_suche.html (Zugriff: 20.12.2022).
- 15 Michael Haberlandt: Vorwort. In: Arthur Haberlandt: Führer durch das Museum für Volkskunde. Wien 1930, o. S.

bekommen. Zusammen mit Arthur Haberlandt hielt sie die erwähnten Lehrerkurse sowie Führungen und Vorträge im Radio, in der Urania und vor Lehrer*innen aller Fächer und verschiedener Religionen. Beide traten auch in der Sendung *Schulfunk* auf, die 1932 etabliert wurde und heute *Radiokolleg* heißt. Perkmann arbeitete ganz der deutschnationalen Gesinnung der Haberlandts entsprechend, wurde jedoch 1938 aufgrund ihrer jüdischen Herkunft „aus rassistischen Gründen vom Dienst enthoben“.¹⁶

Die Ära der Begleitveranstaltungen

In den 1920er Jahren zeigte sich in unterschiedlichen politischen Richtungen eine folkloristische Bewegung. Unter dem Bundespräsidenten und Vereinspräsidenten Michael Hainisch (Vereinspräsident von 1923–1928) stieg die Bedeutung von Museum und Verein als Zentrum für Volkskunde, und das „Österreichische“ wurde besonders hervorgehoben.¹⁷ 1929 wurde die Vermittlungsarbeit didaktisiert: Man richtete eigene Räume mit ausgewählten „besonders pädagogisch auswertbaren“ Objekten ein. In diese „volkskundlich-ergologischen Studiensammlung“ führte man Lehrer*innen im Rahmen der Ausbildungskurse.¹⁸ Die Studiensammlung umfasste zwei Räume im Innenhof des Museums. Es handelt sich um jene Räume, in die ein paar Jahre später die österreichische Heimatgesellschaft einzog.¹⁹ Diese war 1928 von einem überzeugten Nationalsozialisten, dem Restaurator und Präparator Robert Mucnjak, gegründet

- 16 Siehe Herbert Nikitsch: Moser, Schmidl, Trebitsch & Co. Halbvergessene aus der Geschichte des Vereins für Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 108, 2005, S. 275–294, hier S. 291; Birgit Johler: Das Österreichische Museum für Volkskunde in Zeiten politischer Umbrüche. Erste Einblicke in eine neue Wiener Museumsgeschichte. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 111, 2008, S. 229–263, hier S. 244.
- 17 Reinhard Johler, Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen: Schönes Österreich. Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie (=Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 65). Wien 1995.
- 18 Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für Volkskunde. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 34, 1929, S. 92.
- 19 Heimatland: Monatszeitschrift für Volksleben und Volkskunst in Österreich. Hg. v. d. Österreichischen Heimatgesellschaft, 1929–1930, 1934–1938, zwischen 3/1930 und 4/1934 erschien kein Heft.

worden. Die Österreichische Heimatgesellschaft war eine Tanz-, Spiel- und Singgruppe, sie öffnete das Museum für neues Publikum außerhalb von formellen Besuchen. Unter der Leitung von Mucnjak traf man sich regelmäßig bei Heimatabenden zur „Pflege von Volkstanz, -lied, -schauspiel und -bräuchen“.²⁰ Die ländlich alpine Stube wurde als etwas Vertrautes und Behagliches präsentiert und im Sinne des Zeitgeists ideologisch aufgeladen.²¹

Austrofaschistischer Ständestaat und Nationalsozialismus: Museumspädagogik und Erwin Auers Führungsbuch

1934 tauchte im deutschsprachigen Raum erstmals der Begriff „Museumspädagogik“ in der Zeitschrift *Museumskunde* auf.²² Nach 1945 distanzierte man sich von der Idee der Museumspädagogik; denn sie hatte vor allem dazu gedient, in Museen ideologische Propaganda zu gestalten. In den 1960er Jahren wurde der Terminus in der DDR wieder aufgegriffen und verbreitete sich im deutschsprachigen Raum.²³ Neben dem „Museumsführer“ und der „Museumsführerin“ kam die Bezeichnung „Museumspädagoge“ und „Museumspädagogin“ in Anwendung, wenn es um die Betreuung von Kindern in Gruppen oder im Klassenverband ging. Seit der Gründung des Österreichischen Verbands der Kulturvermittler*innen im Museums- und Ausstellungswesen 1991 etablierte sich hierorts zunehmend der Begriff „Kulturvermittler*in“, wengleich sich die Bezeichnungen „Führer*in“ und „Museumspädagog*in“ hartnäckig halten.²⁴

20 Herbert Nikitsch (wie Anmerkung 1), S. 186

21 Birgit Johler: Behagen in der Kultur. Museologische Praktiken des Museums für Volkskunde im Wien der 1930er Jahre. In: Reinhard Johler, Christian Marchetti, Bernhard Tschofen, Carmen Weith (Hg.): *Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen*. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21.–24. September 2011. München u. a. 2013, S. 131–141, hier S. 140.

22 Andreas Grote: Museen als Bildungsstätten. In: Wolfgang Klausewitz (Hg.): *Museumspädagogik. Museen als Bildungsstätten*. Frankfurt a. M. 1975, S. 31–62, hier S. 62.

23 Angelika Doppelbauer: *Museum der Vermittlung. Kulturvermittlung in Geschichte und Gegenwart*. Wien, Köln, Weimar 2019, S. 28 f.

24 Friederike Lassy-Beelitz u. a.: 30 Jahre Österreichischer Verband der KulturvermittlerInnen. In: *neues museum, die österreichische Museumszeitschrift* 4, 2021, S. 102–104, hier S. 102.

1939 wurde Erwin M. Auer, der stellvertretende Leiter des Volksbildungsamts im Unterrichtsministerium, in das Volkskundemuseum versetzt und bekam den wissenschaftlichen Posten der davon enthobenen Perkmann. Auer legte zu Dienstbeginn Ende August 1939 ein sogenanntes Führungsbuch²⁵ an, in dem alle von ihm und Direktor Haberlandt abgehaltenen Führungen vermerkt wurden. Neben dem Thema der Veranstaltung wurde die Anzahl der teilnehmenden Personen aufgeschrieben und dahingehend analysiert, wie viele Prozent davon Vereinsmitglieder stellten und wie die Alterszusammensetzung war. Sämtliche Erfahrungen wurden festgehalten und daraus Optimierungsvorschläge erarbeitet, zum Beispiel bezüglich der Höchstgrenze der Personenanzahl, der aufzusuchenden Räume, der Verweildauer und der inhaltlichen Auswahl von wichtigen Exponaten. Vermerkt wurden An- und Zwischenfragen der Besucher*innen, die man für künftige Führungen nutzen wollte. Die Anregung, nach der Führung zur Vertiefung eigenständig durch das Museum zu gehen, wurde inkludiert und als Werbung für spätere Besuche gesehen. Den damaligen Vorstellungen vom Verhalten im Museum entsprechend, mussten Kinder und Jugendliche im Gruppenverband bleiben und sollten nicht eigenständig zu „Forschungszwecken“ durch das Museum gehen. Nach der Einberufung von Auer an die Front führte Arthur Haberlandt dessen Aufzeichnungen fort, 1944 enden sie. Das Führungsbuch gelangte nach der Entlassung von Arthur Haberlandt (infolge dessen Nähe zum nationalsozialistischen Regime) 1945 ins Archiv des Museums.

Neue Ära nach 1945

Der neue Museumsleiter Heinrich Jungwirth war bestrebt, Adelgard Perkmann wiedereinzustellen, doch sie verstarb 1946. Jungwirth, ein 1938 in den vorzeitigen Ruhestand versetzter Gymnasialdirektor, der seit Ende 1945 mit der Leitung des Volkskundemuseums betraut war, sah seine eigentliche Zuständigkeit in der „Popularisierung“ und

25 „Führungsbuch 1.“ Handschriftlich in Kurrentschrift verfasst von Erwin M. Auer (1939–1940) und Arthur Haberlandt (1940–1944). Archiv Volkskundemuseum Wien, Besucherbücher.

„Volksbildung“ und führte persönlich sehr viele Schulklassen. Im Jahr 1950 etwa waren es über 80.²⁶ Er bemühte sich im Ministerium, einen dritten wissenschaftlichen Posten für die seit 1951 an seiner Seite tätige Volontärin Elfriede Rath zu schaffen und argumentierte, dass es im stark frequentierten Museum hohe Anforderungen gäbe. Darunter fielen der „Führungsdienst“ und der Bibliotheksbetrieb, „in besonderen also Publikumsdienst“.²⁷ Die Lebendigkeit des Hauses und der Kontakt zu Interessierten hatten für ihn einen hohen Stellenwert. Elfriede Rath bekam die Stelle erst 1952 unter der Direktion von Leopold Schmidt, ihr folgte 1955 Maria Kundegraber nach.²⁸

Zwischen 1930 und 1994 gab es keinen neuen gedruckten Führer, obwohl die Schausammlung durch Leopold Schmidt (Direktor 1960–1977) zwei Mal verändert wurde. 1946 bis 1948 erfolgte eine Neuaufrichtung der Schausammlung unter einem regionalen Prinzip. Ganz im Trend des Österreichbewusstseins anzukurbeln, präsentierte Schmidt Objekte aus der Republik Österreich.²⁹ In seinen Ausstellungen ging er dabei neue didaktische Wege: Er setzte auf Schaubilder und Erläuterungstexte als Werkzeuge der anschaulichen Wissensvermittlung.³⁰ Er visualisierte Themen durch grafisch gestaltete Verbreitungskarten sowohl in der Laudongasse als auch in den unter seiner Direktion errichteten Außenstellen, der Sammlung religiöse Volkskunst in der Wiener Johannesgasse, dem Schlossmuseum Gobelsburg und dem Ethnografischen Museum Schloss Kittsee. Leopold Schmidt, der sich 1947 habilitierte, wollte als „akademischer

26 Schreiben vom 27.11.1950, Dr. Heinrich Jungwirth an das Bundesministerium für Unterricht. Im Personalakt HR Dr. Heinrich Jungwirth, Archiv Volkskundemuseum Wien.

27 Schreiben vom 19.6.1951, Aktenzahl 220/51. Im Personalakt Elfriede Rath, Archiv Volkskundemuseum Wien.

28 Schreiben vom 24.2.1969, Aktenzahl 50/69, Leopold Schmidt bestätigt die Dienstzeiten von Dr. Elfriede Moser-Rath.

29 Birgit Jöhler, Magdalena Puchberger: „... das schöne Museum endlich der Zukunft zu erschließen“. Kontexte und Positionierungen im österreichischen volkskundlichen Feld nach 1945. In: Johannes Moser, Irene Götz, Moritz Ege (Hg.): Zur Situation der Volkskunde 1945–1970: Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges. Münster, New York 2015, S. 205–226, hier S. 215.

30 Klaus Beitzl: 90 Jahre Österreichisches Museum für Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 88, 1985, S. 227–248, hier S. 236.

Lehrer der Volkskunde“ eine Universitätslaufbahn einschlagen, was ihm letztendlich nicht gelang.³¹

Im Jahr 1952 erschien erstmals das *Mitteilungsblatt der Museen Österreichs* das auch Berichte über Vermittlungsarbeit enthielt. Der Volkskundler Adolf Mais, der 1949 ans Museum gekommen war, war Schriftführer. Seine Berichte über Museumsbesuche von blinden Kindern lassen darauf schließen, dass er und Maria Kundegrabner viele Besucher*innen betreut hatten und die Vermittlungsarbeit auch reflektierten.³² Für Leopold Schmidt als Museumsdirektor lag die Aufgabe der volkskundlichen Museen vor allem in ihrer wissenschaftlichen Leistung: „Ein Volkskundemuseum kann gar nicht wissenschaftlich genug sein“.³³ Die Lehrkräfte sah er durch ihre Bildung und ihre soziale Stellung befähigt, als Multiplikator*innen zur Generierung von Daten für die volkskundliche Forschung tätig zu sein. Man mobilisierte sie für Befragungen, im Zuge derer Schulkinder zu Laienforscher*innen gemacht wurden.³⁴ 1958 wurde beispielweise in der Chronik von Umfragen zum Vorkommen des einbeinigen Melkschemels und der Heinzelbank berichtet. Über die Schulleitung wurde die Lehrerschaft kontaktiert, worauf Hunderte Schülerinnen und Schüler aus ganz Österreich Zeichnungen anfertigten, die dem „Archiv der österreichischen Volkskunde“ einverleibt wurden.³⁵ Eine der letzten Umfragen, in der abermals Pädagog*innen die „Aufzeichner“ des Brauches waren, und die von Klaus Beitzl bearbeitet

- 31 Herbert Nikitsch: Wiener Volkskunde 1945–1970: Umbrüche – Rückbrüche – Aufbrüche. In: Johannes Moser, Irene Götz und Moritz Ege (Hg.): Zur Situation der Volkskunde 1945–1970: Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges. Münster, New York 2015, S. 227–242, hier S. 228f.
- 32 *Mitteilungsblatt der Museen Österreichs* 4, 1955, S. 29–31; 9, 1960, S. 123–125.
- 33 Leopold Schmidt: Volkskunde, Museum und Forschung. In: *Mitteilungsblatt der Museen Österreichs* 3, 1954, S. 101–105, hier S. 103.
- 34 Leopold Schmidt: Veröffentlichungen aus der Arbeit am Atlas der Burgenländischen Volkskunde, 1951–1961. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 64, 1961, 118–121, hier S. 118.
- 35 Leopold Schmidt: Chronik der Volkskunde. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 61, 1958, S. 267–269, hier S. 268.

wurde, behandelte das Klausenholz, ein Gebetszählholz in Tirol und Vorarlberg.³⁶

Pädagog*innen im Museum

Am Volkskundemuseum gehörte die Wissensvermittlung zum Aufgabenbereich des wissenschaftlichen Personals. Die Vermittlung als vierte Säule der Museumsarbeit war personell am Haus nicht verankert. Die Museumsleitung löste das Problem der zunehmenden Nachfrage nach Museumsführungen ab 1959 durch ein Extrahonorar für die wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen.³⁷ Für eine Führung von Erwachsenen wurden 25, für jede Schulführung 10 Schilling aus der Vereinskassa bezahlt. Die Arbeitszeit musste im Umfang von einer Stunde pro Führung nachgeholt werden. Dieses museumsinterne System wurde in gewissen Zeitabständen und letztendlich bis auf 100 Schilling erhöht und endete 1982.³⁸ Die Einstellung, dass Führungstätigkeit eine Belastung sei, scheint einer der Hauptgründe gewesen zu sein, weshalb die Vermittlungsarbeit selbst lange Zeit keine Wertschätzung erfahren hat. Auch konnte sich kein Bewusstsein entwickeln, dass dies ein eigenständiger Berufszweig sein kann, von dem man leben können sollte.

Mit Franz Grieshofer (Direktor von 1995–2005) ist 1975 ein ausgebildeter Pädagoge in den wissenschaftlichen Dienst des Museums aufgenommen worden, der selbst drei Jahre als Pflichtschullehrer gearbeitet hatte. Franz Grieshofer startete 1979 mit museumspädagogischen Aktivitäten und führte künstlerisch-kreative Programme mit Unterstützung von Studentinnen der Volkskunde durch. Grieshofer entwarf Kinder- und Familienprogramme und lenkte die Museumspädagogik durch Vergabe von Aufträgen an externe Vermittler*innenteams bis ins Jahr 2004. Am 26. Oktober, dem österreichischen Nationalfeiertag, wurden Kinderprogramme angeboten;

36 Klaus Beitzl: 14. Die Umfrage über das „Klausenholz“. In: Nachrichten aus dem Archiv der Volkskunde 1961, S. 277–284, Verbreitungskarte auf S. 281.

37 Dienstanweisung von Leopold Schmidt vom 12.2.1959, Aktenzahl 94/1959, Archiv Volkskundemuseum Wien.

38 Es wurden die Buchungsbelege folgender Jahrgänge gesichtet: 1958–2000.

in Kooperation mit dem Verein WienXtra fanden Familientage zu Themen wie Brot backen oder Maskenbrauch statt und beim Wiener Ferienspiel gab es Fragebögen und Ausmalbilder für Kinder. Die Nachfrage nach museumspädagogischer Betreuung von Schüler*innen, stieg, dennoch fehlte eigens dafür angestelltes Personal.

Von der Museumspädagogik zur Kulturvermittlung

Ab 1982 wurde die Durchführung von Schulprogrammen vom Stadtschulrat für Wien unter dem Blickwinkel des Museums als Lernort gefördert, im Volkskundemuseum z.B. 1984 das museumspädagogische Programm der Ethnologin Christa Kreutzer *Bei offener Lade* über das mittelalterliche Zunftwesen.³⁹ Neben dem Wissenserwerb bekam nun auch das Stärken sozialer Kompetenzen im Zuge eines Museumsbesuchs zunehmend Bedeutung. Theater- und Rollenspiele sollten zur Persönlichkeitsentwicklung beitragen, eigenständiges Forschen sollte methodische Kompetenzen erweitern.

Ab 1983 setzte Klaus Beitzl leider vergebliche Bemühungen um die bauliche Erweiterung des Museums in den Schönbornpark zum Zweck der Errichtung einer alltagskundlichen Schausammlung sowie für museumspädagogische und -animatorische Aktivitäten. Das Fach Volkskunde begann, sich mit urbanen proletarischen Sozialmilieus auseinanderzusetzen.⁴⁰ Auch das Museum fand Berührungspunkte mit der neuen Forschungsrichtung. Man kooperierte mit dem Verein Initiative zur Kulturpädagogik, geleitet von Barbara Eppensteiner, in der Ausstellung 1985 im Schönbornpark. Diese war

39 Christa Kreutzer: „Bei offener Lade“. Ein museumspädagogisches Modell im Österreichischen Museum für Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 87, 1984, S. 318–320. Kreutzer führte auch Mitmachprogramme für Kindertagesheime und Schulklassen in Kooperation mit dem Stadtschulrat Wien und dem Pädagogischen Institut zu den Ausstellungen *Papiertheater* sowie *Herdgott* und *Habergeriß* im Volkskundemuseum durch, weiters zu Bräuchen im Jahreslauf. Sie leitete unter dem Namen Christine Kaufmann von 1990 bis 2015 die Vermittlungsabteilung im Völkerkundemuseum (heute Weltmuseum Wien).

40 Josef Pammer: Erinnerungen an den Volkskundler Helmut Paul Fielhauer (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, 39). Wien 2015.

in einem Museumsbus untergebracht und thematisierte den Alltag im Arbeitermilieu der 1920er- und 1930er Jahre. Aus einem Bericht von Barbara Eppensteiner, die sich selbst als Animatorin bezeichnete, erfahren wir vom äußerst fortschrittlichen Konzept dieser museumspädagogischen Aktion: Für Kinder und Jugendliche schuf man eine innovative Ausstellungsumgebung mit Hands-on, mit Dingen zum Verkleiden, zum Spielen und Basteln, mit Ruhezeiten und Lese-ecken. Schulklassen konnten unter themenspezifischen Programmen wählen und eigenständig in Kleingruppen forschen. Das Erforschte wurde in Rollenspielen, einer fiktiven Radiosendung oder einem Zeitungsartikel verarbeitet.⁴¹ Um dem öffentlichen Bildungsauftrag an Museen stärker Rechnung zu tragen und dem Wunsch der Schulen nach pädagogisch strukturierter Vermittlungsarbeit in Museen und Ausstellungen zu entsprechen, wurde 1985 der Pädagogische Dienst der Bundesmuseen eingerichtet.⁴² Zwischen 1988 und 1993 hieß er Museumspädagogischer Dienst (MPD); in diesen Jahren waren 170 Mitarbeiter*innen im Rahmen von Sonderausstellungen oder Spezialprogrammen auf sehr innovative Art und Weise in vielen Bundesmuseen tätig. Als erste waren Kunstmuseen offen für solche Angebote. Das Volkskundemuseum wurde erst im Jahre 1990 durch das Programm *Die süßen Künste* im Rahmen der Sonderausstellung *Mensch und Biene* bespielt. Insgesamt zehn Mitarbeiter*innen waren in Konzeption und Durchführung tätig, darunter die Volkskundlerinnen Susanne Böck, Sanna Harringer, Bärbl Mayer, Dorothea Jo. Peter und Ulrike Vitovec. Die neugestaltete Dauerausstellung von 1994 nach einem kulturanthropologischen Konzept öffnete neue Möglichkeiten der Vermittlungsarbeit.

Ehemalige Vermittlerinnen des Museumspädagogischen Dienstes entwickelten dafür ein Programm unter dem Titel *Streifzüge*. Ab 1995 arbeiteten sie als selbstständige Vermittler*innen in Zweier-teams zur Betreuung von Schulklassen in Sonderausstellungen. Mit

- 41 Barbara Eppensteiner: „... aber zu Hause haben wir kein Museum ...“. Bericht über den Museumsbus der Initiative für Kulturpädagogik. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 88, 1985, S. 257–261.
- 42 Walter Stach: Was Sie schon immer über den museumspädagogischen Dienst wissen wollten. In: ab ins museum. Materialien zur museumspädagogik (=Schulheft, 58). Wien 1990, S. 195–202.

den neuen Programmen und einer verkleinerten Gruppengröße konnte in der Vermittlungsarbeit zunehmend der Dialog und der Austausch mit den Teilnehmenden auf Augenhöhe umgesetzt werden. Unterschiedliche personale Vermittlungsformate wurden erarbeitet – neben dialogorientierten Führungen auch Gesprächskreise, Workshops und Outdoor-Programme. Weitere Ziele der Vermittlungsarbeit sind bis heute: die Schärfung des Wahrnehmens, die Verbesserung der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit, die Herstellung von Bezügen zur Gegenwart und die Förderung der Selbstständigkeit.⁴³

Die Volkskundlerin Nikola Langreiter setzte erste Versuche, eine Vermittlungsabteilung zu gründen. Ihr Konzept in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in den Jahren 1995 bis 1999 nannte sie *FIM – Forschen im Museum*.

Seit 2000 arbeiteten Claudia Peschel-Wacha und Katharina Richter-Kovarik auf Honorarnotenbasis zusammen; 2004 konnten sie mit Teilzeit-Anstellungsverhältnissen eine Vermittlungsabteilung gründen. Diese war von Beginn an direkt der Direktion unterstellt.

Mit der Gründung einer Abteilung war es auch möglich geworden, das Anmeldesystem von den Kassabediensteten zu übernehmen und dadurch individuelle Beratungen anzubieten, weiters gezielt verschiedene Zielgruppen anzusprechen und Netzwerke aufzubauen bzw. zu pflegen.⁴⁴ Nun waren hausinterne Ressourcen vorhanden, um bei manchen Ausstellungen eine aktive Vermittlung mitzuplanen. Zwischen 2002 und 2017 arbeiteten über 25 Vermittler und Vermittlerinnen für das Museum, allerdings unter prekären Verhältnissen. Unter der Direktion Matthias Beitzl (seit 2013) gelang die Anstellung aller Vermittler*innen in Teilzeitverträgen. Seit 2017 sind sie im Äquivalent zu zwei Vollzeitstellen am Museum fest angestellt, was u. a. eine höhere Identifikation mit der Institution bewirkt hat. Eine durchdachte programmatische Ausrichtung zusammen mit

43 Diese Anforderungen stellte bereits Alfred Lichtwark (1852–1914). Er war Kunsthistoriker und Museumsleiter in Hamburg und gilt als einer der Begründer der Museumspädagogik und Kunsterzieherbewegung. Vgl. Alfred Lichtwark. In: Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/Alfred_Lichtwark (Zugriff: 4.2.2022).

44 Claudia Peschel-Wacha, Katharina Richter-Kovarik: Die Generation 60+ bis 80+ als Zielgruppe von Kulturvermittlungsprogrammen. In: Standbein Spielbein. Museumspädagogik aktuell 89, (April) 2011, S. 44–47.

einschlägigen Weiterbildungsangeboten für das gesamte Team sorgt für die Qualität der Programme.⁴⁵ Auch die räumlichen Voraussetzungen wurden verbessert. 2016 gewann man Sponsoren für einen neuen Vermittlungsraum samt Materiallager und einer eigenen Küche.

Die etablierte Dauerausstellung wurde 2018 um die Intervention *Die Küsten Österreichs* erweitert. Themen wie Flucht und Migration, welche Europa spätestens seit 2015 intensiv beschäftigen, bekamen einen dauerhaften Platz in der Ausstellung. Die Co-Kurator*innen dieser Schau, Negin Rezaie-Martos und Ramin Siawash, sind seither immer wieder in der Vermittlung tätig.

Die Ergänzung der Dauerausstellung fußt auf der inhaltlichen Neuorientierung des Museums hin zu aktuellen gesellschaftspolitischen Themen. Die Inklusion von Menschen mit besonderen – auch traumatischen – Erfahrungen durch Flucht und Migration und von Menschen mit Beeinträchtigungen sowie antidiskriminierende Bildungsarbeit generell sind heute zentrale Inhalte der Vermittlungsarbeit.⁴⁶

45 Zwischen 2018 und 2022 bestand das Team aus Alexandra Bröckl, Dagmar Czak, Irina Eder, Katrin Prankl, Katharina Richter-Kovarik und Katharina Zwerger-Peleška.

46 Die Autorinnen danken Barbara Tumler, die während eines Volontariats (2017) bei Recherchen unterstützt hat; Lilo Wessely und Maria Stepanics für ihre Hilfe beim Transkribieren von Kurrentschrift; Kathrin Pallestrang und Nikola Langreiter für ihre redaktionellen Hinweise sowie Monika Habersohn für eine Erstlektüre.

The interface is divided into several functional areas:

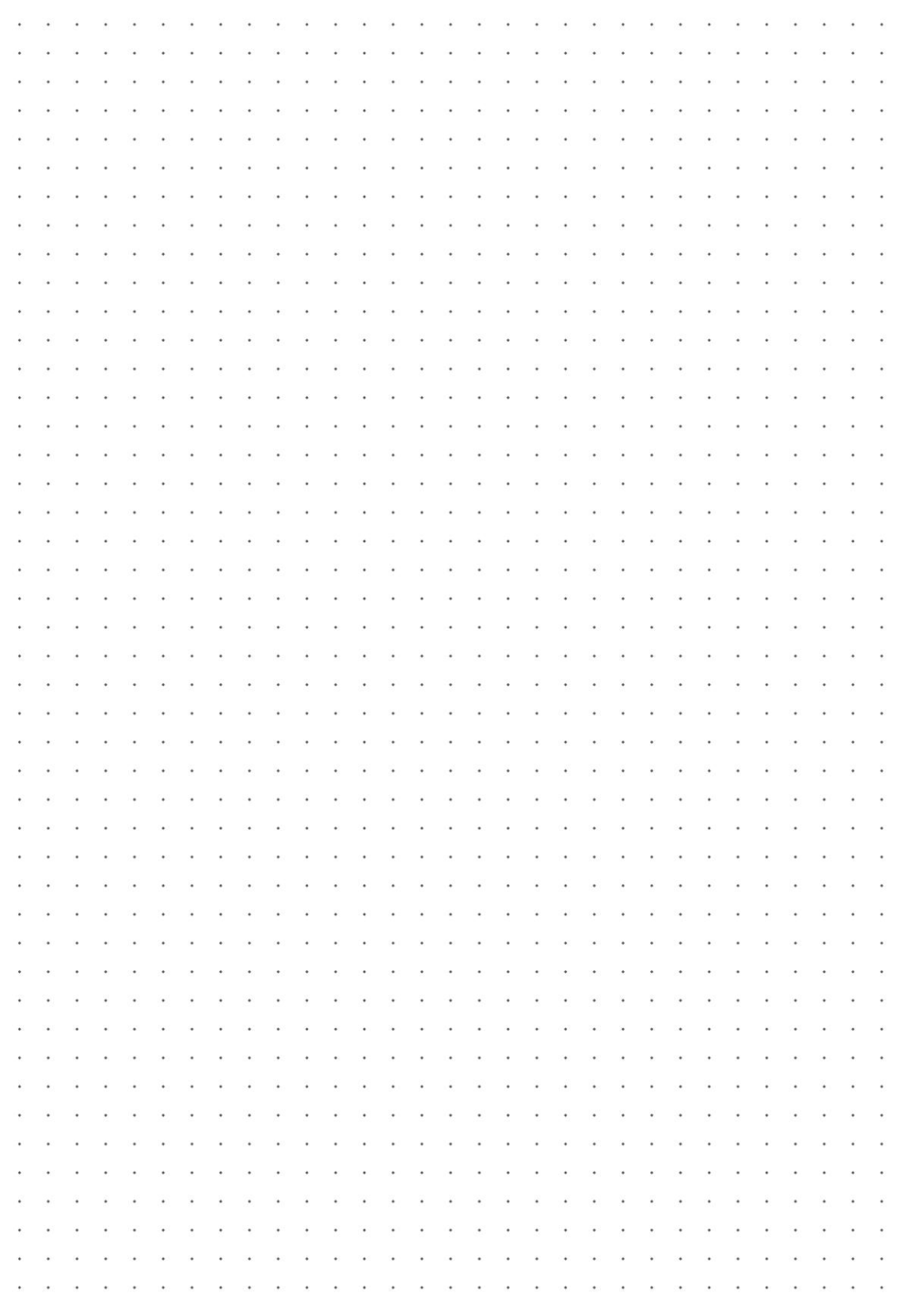
- Top Row:** A row of small camera thumbnails and a larger 'Preview' window showing a man with sunglasses.
- Second Row:** A 'Program' window with a similar camera feed and a 'ZoomMain' window showing a zoomed-in view of the man.
- Third Row:** A 'Camera 1' window, a 'StreamPC' window displaying the name 'Alexander Martos', and a 'Media Player 1' window with a decorative border.
- Bottom Row:** Two status monitors. The left one shows 'ON AIR' with a timer at 00:09:45, a data rate of 3.55 MB/s, and a 'CACHE OK' status. The right one shows 'ISO STOP' with a timer at 00:00:00 and two 'NO DISK' indicators.

SONY





Round Tables



Öffentlich machen als studentisches Anliegen und Perspektiven für Berufsfelder

Der Round Table Öffentlich machen als studentisches Anliegen und Perspektiven für Berufsfelder rückte die Herausforderungen rund um das Publizieren und Kommunizieren aus der Perspektive des wissenschaftlichen Nachwuchses in den Mittelpunkt. Dabei sprachen Nina Aichberger, Sarah Bergbauer und Barbara Frischling mit Moderatorin Astrid Pohl über ihre eigenen Erfahrungen mit unterschiedlichen Formen des Öffentlichmachens. Dieser Programmpunkt fokussierte sowohl auf die individuellen Anliegen des Öffentlichmachens der Teilnehmerinnen als auch auf deren jeweilige arbeitsbiografische Einbettung. Diese Erfahrungen könnten von besonderem Interesse für Absolvent*innen und Studierende auf dem Weg ins Berufsleben sein, aber auch in die Curricula-Planung einbezogen werden.

In diesem Beitrag greifen die Teilnehmerinnen einzelne Punkte aus der Diskussion auf und zeichnen sie in Form von Statements nach. So stellt Barbara Frischling die strukturellen Bedingungen für akademische Karrieren und die damit verbundenen Herausforderungen in den Vordergrund, berichtet von ihren Erfahrungen des Öffentlichmachens als Nachwuchs-Wissenschaftlerin und gibt Einblick in die Redaktionsarbeit bei der Zeitschrift *kuckuck. Notizen zur Alltagskultur*. Nina Aichberger spricht sich für ein Öffentlich- und Bekanntmachen unseres „Vielnamenfaches“ außerhalb der akademischen Welt aus – dem Öffentlichmachen seiner Expertise, Themen und der Kompetenzen seiner Absolvent*innen. Zur Umsetzung schafft sie deshalb als Mitgründer*in des *kontexte. Netzwerks* mit ihren Kolleg*innen eine Öffentlichkeit unter den Alumni und angehenden Absolvent*innen. Sarah Bergbauer plädiert aus Perspektive einer Masterstudierenden für eine stärkere Vermittlung von Kompetenzen des Öffentlichmachens im Studium.

Barbara Frischling: (Keine) Zeit zu Schreiben. Facetten des wissenschaftlichen Publizierens

Beim Round Table nahm ich in einer Doppelrolle teil: Einerseits sprach ich als Mitherausgeberin der Zeitschrift *kuckuck. Notizen zur Alltagskultur*, in der unter anderem gezielt Texte von Nachwuchswissenschaftler*innen und Studierenden veröffentlicht werden. Andererseits bin ich Doktorandin und hatte bis Ende des Jahres 2019 eine Praedoc-Stelle am Grazer Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. Seit der Geburt meiner zwei Kinder beschäftigt mich zudem die Vereinbarkeit von Care-Arbeit und Berufsleben. Auch die Entstehung dieses Textes war zunächst mit einem Fragezeichen versehen. Ich habe ihn in mehreren kleinen Zeitfenstern geschrieben, die sich im Alltag mit Baby und Kleinkind auftun.

Zeitlichkeit in akademischen Biografien

Zeitlichkeit nimmt auf unterschiedliche Weise einen hohen Stellenwert in den Fragen rund um das Öffentlichmachen als Nachwuchswissenschaftler*in ein. Ganz allgemein prägen spezifische Zeitlichkeiten und Rhythmen die Arbeitsbiografien dieser Gruppe: Häufige hastige Umzüge, durch kurzfristig anzutretende Stellen oder Befristungen gehören zum flexiblen Alltag junger Wissenschaftler*innen. Befristete Verträge sorgen für Unsicherheit, die durch die sogenannte Kettenvertragsregel oder die seit der Universitätsgesetz-Novelle 2021 in Österreich eingeführte maximale Vertragsdauer mehrerer Befristungen weiter zugespitzt wird. Universitätsinterne Dynamiken und Förderpolitiken verschärfen diese Situation, wenn z.B. angekündigte Stellenausschreibungen lange auf sich warten lassen oder Projekte doch nicht bewilligt werden (obwohl bereits viel – meist unbezahlte – Arbeit in den Projektantrag geflossen ist). In Gesprächen mit Doktorand*innen unterschiedlicher Disziplinen, bekomme ich meist die gleiche Antwort auf die Frage nach ihrer Zukunft: Sie würden noch bis zum Doktorat weitermachen. Danach steht für die meisten aufgrund mangelnder Planbarkeit und Attraktivität des Wissenschaftsbetriebs ein großes Fragezeichen. Daher sollten sich auch Universitäten die Frage stellen, wie sie die Wissenschaft als Berufsfeld für Absolvent*innen weiterhin ermöglichen können. Denn ohne

Perspektiven bleibt an dieser Stelle nur der Verweis auf den guten, alten Plan B.

Publizieren als zeitlicher Prozess

Gerade in ‚Karriere‘-Phasen, in denen nichts planbar zu sein scheint, bietet wissenschaftliches Publizieren zumindest so etwas wie Vorhersehbarkeit. Rückblickend stellte das Schreiben für mich persönlich in sogenannten Leerlaufphasen eine kontinuierliche Verbindung zum Wissenschaftsbetrieb her. Als zwischen Studienabschluss und Doktorat andere Lebensbereiche präsenter waren, hielt ich durch den Prozess des Öffentlichmachens den Kontakt zur Universität aufrecht. Und auch dieser kurze Text ist als ein solches Inverdingbleiben zu lesen. Ein Grund dafür ist die verschobene Zeitlichkeit (man könnte auch Langsamkeit sagen) der wissenschaftlichen Textproduktion. Denn vom Startschuss für eine Publikation bis zur Arbeit am konkreten Text vergehen oft mehrere Monate und noch einmal eine ähnliche Zeitspanne, bis man das gedruckte Werk dann in Händen halten oder die Online-Publikation herunterladen kann. Die Kehrseite dieser Langsamkeit ist die Tatsache, dass am Ende von Projektlaufzeiten und Anstellungsverhältnissen oft noch Publikationsverpflichtungen ‚übrigbleiben‘. Diese gilt es abzarbeiten, auch wenn man sich parallel schon damit beschäftigt, wie der Lebensunterhalt nach Projekt- oder Vertragsende bestritten werden soll. Öffentlichmachen ist in dieser Hinsicht also eine höchst ambivalente Angelegenheit. Junge Forschende sind gefordert zu publizieren; damit ist mitunter auch großer Druck verbunden – ganz wie es die Formel „publish or perish“ zum Ausdruck bringt: So kann etwa eine Mindestanzahl an Peer-Review-Publikationen nötig sein, um in der Postdoc-Phase Projektanträge überhaupt stellen zu können. Das sogenannte Vielnamenfach verfügt erfreulicherweise über eine Fachkultur, die es nicht nur etablierten Forschenden vorbehält, Texte zu veröffentlichen. Studierenden- und Nachwuchspublikationen werden auf unterschiedliche Weise gefördert (z. B. Institutsreihen studentische Symposien bzw. studentische Panels und daran anschließend die Veröffentlichung im Tagungsband). Dadurch bieten sich unterschiedliche Wege, sich im Schreiben zu erproben und die ‚Hinterbühne‘ wissenschaftlichen Publizierens bereits früh kennen zu lernen und potenzielle Einträge für den Lebenslauf zu sammeln.

Redaktionsarbeit

Eine Zeitschrift, die sich explizit dafür ausspricht, Texte des wissenschaftlichen Nachwuchses zu publizieren ist der *kuckuck*. Seit 2010 lerne ich als Redaktionsmitglied und später Mitherausgeberin dieser zwei Mal pro Jahr erscheinenden Zeitschrift den Prozess der Textveröffentlichung mit seinen unterschiedlichsten Facetten kennen. Der *kuckuck* wurde 1985 mit dem Anspruch gegründet, ein für unterschiedliche Zugänge und Autor*innen offenes Publikationsforum zu etablieren. Ein besonderes Anliegen ist es, Beiträge von Studierenden zu veröffentlichen. Darüber hinaus ist die Zeitschrift offen für unterschiedliche, auch experimentelle, Textsorten. Das Review-Verfahren legt großen Wert auf den kollaborativen und kooperativen Austausch zwischen Autor*innen und Redaktionsmitgliedern. Innerhalb der Redaktion werden die eingereichten Texte ausführlich besprochen und diskutiert, ob die Beiträge im *kuckuck* veröffentlicht werden sollen. Danach werden Vorschläge und Input an die Autor*innen weitergegeben, wobei großer Wert auf deren Hoheit gelegt wird. Das Redaktionskollektiv arbeitet ehrenamtlich und besteht derzeit aus 4 Herausgeber*innen und rund 15 Redaktionsmitgliedern – Lehrende ebenso wie Studierende – die die Zeitschrift gemeinsam gestalten. In der Fluktuation bilden sich auch die Arbeitsbiografien der Redaktionsmitglieder ab. So kommt es vor, dass die aktive Mitarbeit an der Zeitschrift in intensiven Schreibphasen der Abschlussarbeit pausiert oder die Redaktion nach Studienabschluss verlassen wird. Obwohl die Arbeit beim *kuckuck* unbezahlt ist und somit überspitzt auch als eine Form der Selbstausbeutung bezeichnet werden könnte, bedeutet die Redaktionsarbeit für mich viel mehr als ausschließlich unbezahltes Arbeiten – gemeinsames Tun und Diskutieren mit Menschen, die meinen bisherigen akademischen Werdegang begleitet haben, Auseinandersetzung mit Inhalten und schließlich auch die gemeinsame Gestaltung jeder Ausgabe dieses wunderbar eigenartigen, nach einem Vogel benannten Print-Produkts.

Denn abseits struktureller Problematiken und ökonomischer oder karrieretechnischer Notwendigkeiten ist Schreiben eben ein Prozess, der Autor*innen und Leser*innen Spaß bereiten kann und darf. Wissenschaftliche Inhalte, dafür steht meiner Meinung nach auch die Empirische Kulturwissenschaft als Fach, können und dürfen in provokanten, unterhaltsamen oder ästhetischen Texten öffentlich

gemacht werden. Dies kann auch die für Absolvent*innen so wichtige Brückenbildung zwischen Uni-Leben und Arbeitswelt abseits der Wissenschaft erleichtern.

Nina Aichberger: Vom Regenbogenfisch im Haifischbecken. Öffentlichmachen als Anliegen der Absolvent*innen

Kulturwissenschaftler*innen stehen beim Beschreiten ihrer Berufswege vor einigen Hürden. Unter anderem vor der, dass der Großteil der Menschen außerhalb der Institute unser „Vielnamenfach“ entweder nicht kennt oder nicht im Bilde ist, welche Fähigkeiten wir – die Absolvent*innen – mitbringen. Schon die Bezeichnung als Vielnamenfach impliziert Fragen, mit denen wir nach dem Abschluss noch immer konfrontiert sind: Wer sind wir überhaupt? Und was können wir?

Sich immer wieder erklären müssen

Dabei sind wir Absolvent*innen, vor allem am Anfang einer nicht universitären Karriere, immer wieder gezwungen, genau diese Fragen zu beantworten, unser Studium und unsere Kompetenzen zu erklären: den (zukünftigen) Arbeitgeber*innen, anderen Stakeholder*innen, Menschen mit denen wir uns vernetzen, mit denen wir zusammenarbeiten möchten oder müssen.

Dieses Erklären kann von Vorteil sein, da unsere Themen interessanten Gesprächsstoff liefern, doch es kann auch schnell zur Hürde werden: Ist nicht ausreichend Zeit für ein Gespräch, ist man einmal nicht so schlagfertig oder das Gegenüber schon zu sehr voreingenommen, dann läuft man schnell Gefahr, nicht ernst genommen zu werden.

Öffentlichmachen und Sorgetragen

Aber muss das denn so sein? Im Sinne des Öffentlichmachens und Sorgetragens sehe ich vor allem zwei Dinge die unser Fach – seine Vertreter*innen und die Institute – bewerkstelligen muss, um an dieser Situation etwas zu ändern:

1. Nach außen treten – ob durch weitere Kanäle und Medien, das Ansprechen neuer Ziel- und Dialoggruppen, ein sich häufiger mit seiner Expertise zu Wort melden u. v. m. So kann unser Fach und können somit auch die Kompetenzen der Absolvent*innen, sichtbar(er) werden.

2. In einer Sprache, die auch außerhalb unseres Faches verstanden werden kann, muss klar kommuniziert werden, wer wir sind und was wir können. Hierfür ist es unabdingbar, dass Erkenntnisse und Themen – unsere Expertise – niedrigschwelliger zugänglich und verständlich aufbereitet sind.

Ein Sprung ins kalte Wasser

Für uns Kulturwissenschaftler*innen bedeutet das einen Schritt heraus zu treten, aus der Komfortzone. Denn die mühsam angeeignete akademische Sprache muss – auch wenn das ‚weh tut‘ – beiseitegelassen werden können. Ein Großteil der Absolvent*innen wird ohnehin in einer Arbeitswelt außerhalb der Wissenschaft mit dieser Notwendigkeit konfrontiert sein: Dort gilt es, seine Expertise, seine analytischen Fähigkeiten, all seine Kompetenzen, den *kulturwissenschaftlichen Blick* einzusetzen, jedoch Texte zu produzieren, die von Nicht-Kulturwissenschaftler*innen, auch Nicht-Akademiker*innen rasch verstanden und bearbeitet werden können.

Dieser Schritt raus aus dem Institut, rein in ein nicht wissenschaftliches Arbeitsfeld ist für Absolvent*innen dann meist ein Sprung ins kalte Wasser und manchmal auch gefühlt in ein Haifischbecken. – Nur nicht als Hai, sondern eher als Regenbogenfisch, der von allen Seiten skeptisch beäugt wird, der sich immer wieder erklären und beweisen muss.

#GenugGesudert

Den gemeinnützigen Verein *kontexte. Netzwerk* zur Förderung von Kultur- und Sozialwissenschaftler_innen haben wir, zuerst als eine Gruppe von Absolvent*innen des Wiener Instituts für Europäische Ethnologie, gegründet, um bei diesem Sprung nicht unterzugehen. Mittlerweile besteht der Vereinsvorstand aus Kolleg*innen unterschiedlicher Fächer.

Wir bieten eine Plattform – eine Öffentlichkeit –, um uns gegenseitig zu stärken und ein kollektives (Selbst-)Bewusstsein zu schaffen, durch den Austausch darüber, wie Hürden überwunden werden können, über die Vielzahl breitgefächerter Karrieremöglichkeiten und welchen wertvollen Beitrag wir Kulturwissenschaftler*innen in ganz unterschiedlichen Berufsfeldern leisten können. Das tragen wir in alle Branchen und Etagen von Unternehmen und Institutionen.

Dazu organisieren wir Workshops und Talks, bringen Kolleg*innen unterschiedlicher Disziplinen¹ zusammen. Wir schreiben gemeinsam Bewerbungen, schicken uns Ausschreibungen zu, unterstützen uns gegenseitig. Wir formulieren unsere Kompetenzen sowie Erkenntnisse und kommunizieren diese nach außen: auf Veranstaltungen, via Websites, Social Media, Newsletter, auf Tagungen, als Stakeholder*innen in fachexternen Netzwerken und alltäglich in unseren Jobs.² Und wir sehen, dass sich etwas tut. Nicht nur, dass uns Kolleg*innen von ihren persönlichen Erfolgen auf ihrem Werdegang berichten, wir werden in und außerhalb der Fachöffentlichkeit immer stärker wahrgenommen.

Deshalb freut es mich, in der Rolle der nach wie vor begeisterten Kulturwissenschaftlerin, und uns als Netzwerk, dass sich nun auch Institute und Verbände immer mehr mit dem Öffentlichmachen befassen. Denn dies ist ein wichtiges Anliegen für uns Absolvent*innen, wichtig für unsere berufliche Zukunft.

Sarah Bergbauer: Möglichkeiten und Herausforderungen der Wissensvermittlung im Rahmen des Studiums

Öffentlichmachen in Studienprojekten

Ich betrat den Round Table in der Rolle einer Masterstudentin, die im Verlauf ihres Studiums immer wieder mit dem Anliegen und auch dem Wunsch konfrontiert wurde, wissenschaftliche Erkenntnisse einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Dabei steht für mich an erster Stelle nicht die Frage, *welche* Anliegen ich öffentlich machen möchte, sondern *wie* ich Anliegen öffentlich mache. Zuletzt war ich in besonderer Weise mit dieser Frage in Zusammenhang eines Studienprojekts am Institut für Europäische Ethnologie zu *Protestkulturen in Österreich nach 1945* konfrontiert, aus welchem in Kooperation mit

- 1 Zielgruppe von kontexte. sind qualitativ empirisch/ethnografisch forschende und arbeitende Menschen mit akademischer Ausbildung, beispielsweise Europäischen Ethnolog*innen bzw. Vertreter*innen unseres Vielnamenfaches, Kultur- und Sozialanthropolog*innen, qualitativ arbeitenden Soziolog*innen etc.
- 2 Website: kontexte-netzwerk.com, Facebook: facebook.com/kontexte, Instagram: instagram.com/kontexte_netzwerk/, LinkedIn: linkedin.com/company/kontexte-netzwerk/

dem Volkskundemuseum Wien die Online-Ausstellung „*Wir protestieren!*“ *Von Demos, Hashtags und Gemüse* entstanden ist.³ Wir begannen die Arbeit an der Ausstellung vor Beginn der Covid-19 Pandemie; sie war als Vor-Ort-Ausstellung im Volkskundemuseum geplant. Aufgrund der pandemischen Lage waren wir Studierenden aber dazu gezwungen, unsere Ausstellung innerhalb kurzer Zeit in ein Online-Format zu transferieren. Die Frage des Öffentlichmachens rückte für unsere Projektgruppe dabei besonders in den Fokus, da wir mit unserer Ausstellung speziell Jugendliche ansprechen wollten und die Vor-Ort-Ausstellung dafür mit vielen interaktiven Installationen geplant hatten. Diese konnten wir nicht 1:1 in ein Online-Format übertragen, was uns zur Suche nach neuen Möglichkeiten des interaktiven Öffentlichmachens veranlasste. Dabei kam in der finalen Online-Ausstellung unter anderem das Medium Podcast zum Einsatz, um die Ansichten von Jugendlichen zum Thema Protest öffentlich zu machen.

Die Sprache des Öffentlichmachens

Im Prozess des Öffentlichmachens begeben sich immer wieder aufs Neue auf die Suche nach den passenden sprachlichen Ausdrücken. Dabei ist für mich nicht nur die Wahl von bestimmten Begriffen auf inhaltlicher Ebene wichtig, sondern auch hinsichtlich ihrer Verständlichkeit, um Anliegen neben einer präzisen Beschreibung auch bestmöglich zu kommunizieren, wie von Nina Aichberger bereits angesprochen. Am Round Table wurde die Frage nach dem Wandel verschiedener Formen des Schreibens diskutiert. Meiner Auffassung nach zeichnet sich das Miteinbeziehen alternativer Schreib- und Textformen jenseits von klassischen wissenschaftlichen Texten vorrangig dadurch aus, dass andere Anliegen in Bezug auf die Textproduktion mit aufgenommen werden. So rücken beispielsweise nicht mehr nur Fragen nach der Zugänglichkeit und Verbreitung von Texten in den Fokus, sondern auch Fragen danach, wie Texte für verschiedene Zielgruppen ansprechbar gestaltet werden.

Curriculare Chancen des Öffentlichmachens

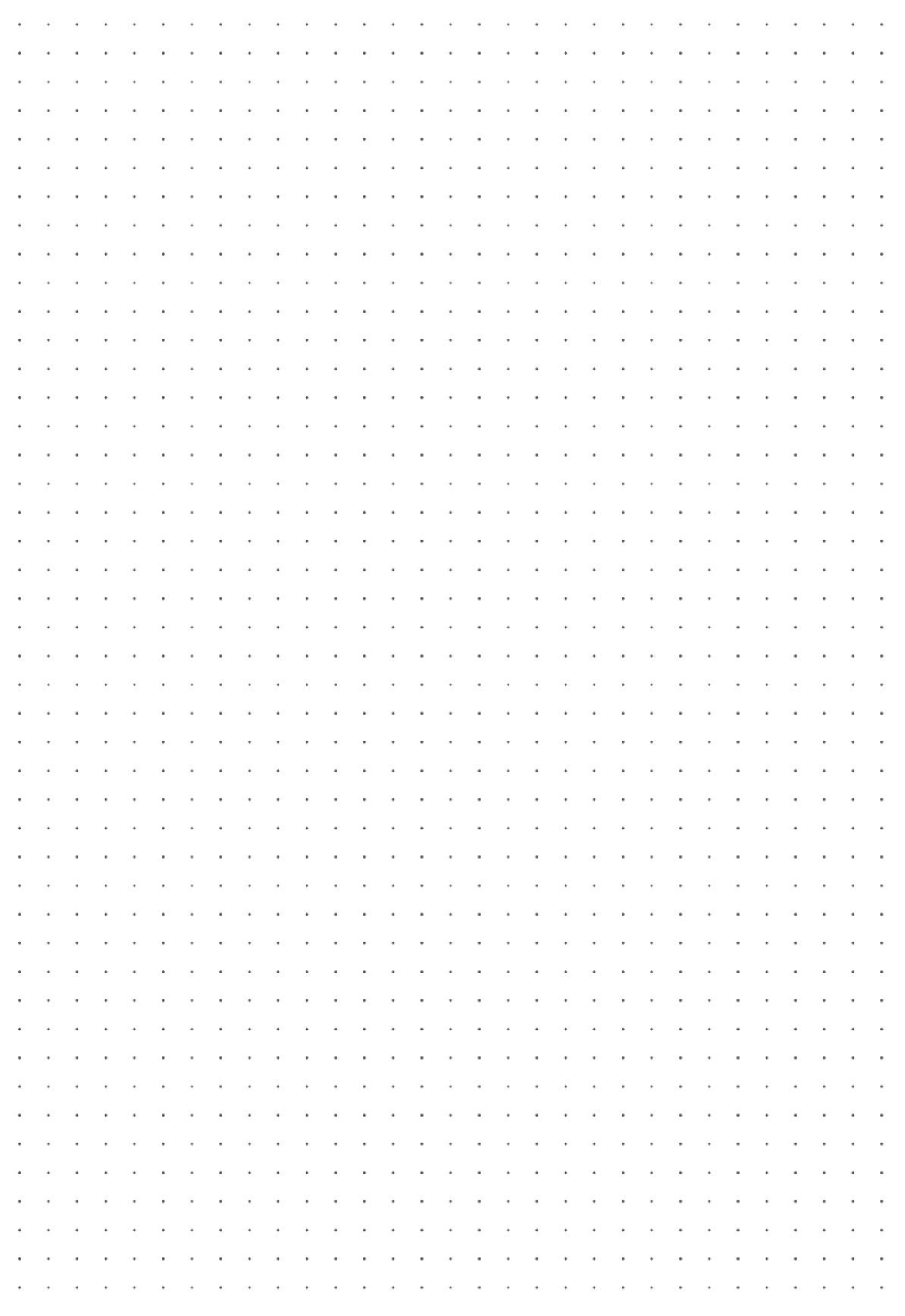
Kompetenzen des Öffentlichmachens wurden im Rahmen der Curricula der Bachelor- und Masterstudiengänge, die ich absolvierte, nur

3 <https://wirprotestieren.at> (19.10.2022).

stellenweise berücksichtigt. Als ein prominentes Beispiel hierfür können wohl an vielen Universitäten die Masterforschungs- oder Studienprojekte gesehen werden, welche zumeist jenseits von klassischen wissenschaftlichen Texten versuchen, durch andere Text- und Publikationsformate eine breitere Öffentlichkeit anzusprechen. Meiner Ansicht nach sollte die Vermittlung dieser Kompetenzen aber bereits in den Curricula der Bachelorstudiengänge Eingang finden, um auch diesen Absolvent*innen schon Grundkompetenzen mitzugeben, mit mithilfe derer sie sich außerhalb von akademischen Feldern sicherer bewegen können. So kann der „Sprung ins kalte Wasser“, wie Nina Aichberger es nannte, etwas angenehmer gestaltet werden.

Wenngleich es sich zuvorderst um wissenschaftliche Studiengänge handelt, in welchen eine gute wissenschaftliche Arbeitsweise erlernt werden soll, würde eine breitere Öffnung hin zur außerakademischen Berufspraxis nicht nur ein breiteres Spektrum an Kompetenzen vermitteln, sondern darüber hinaus zugleich berufliche Perspektiven eröffnen und erweitern. Einen meiner Ansicht nach gelungenen Ansatz stellen neben den genannten Studienprojekten Lehrveranstaltungen von externen Lehrenden dar, die beispielsweise direkt aus der Praxis des Museums, des Journalismus oder anderen Berufsfeldern heraus unterrichten.

Es wird häufig argumentiert, dass das Erlangen dieser Kompetenzen außerhalb der Universität stattfinden sollte, beispielsweise durch Praktika. Auch wenn ich an dieser Stelle den Wert von Praktika nicht infrage stellen möchte, erscheint es mir wichtig, auf die Tatsache hinzuweisen, dass ein Praktikum während des Studiums nicht für alle Studierenden realisierbar ist, nicht zuletzt, weil nicht immer finanziell leistbar. Der hohe monetäre Aufwand eines Studiums bedeutet für viele Studierenden, neben dem Studium in Teilzeit oder mitunter auch Vollzeit zu arbeiten, um sich dieses überhaupt leisten zu können. In dieser Situation ist ein Praktikum während des Semesters wie in den Semesterferien oftmals unmöglich. Ein weiterer Ausbau der Vermittlung von Kompetenzen des Öffentlichmachens innerhalb der Curricula würde daher auch zu einer größeren Chancengleichheit unter Studierenden und Absolvierenden beitragen und so, wenn auch nur in kleinen Schritten, klassistischen Strukturen an Universitäten entgegenwirken.



Anna Weichselbraun, Sabine Imeri,
Kerstin Klenke, Marcel LaFlamme

Daten und Wissen öffentlich machen/Making Data and Knowledge Public

Anna Weichselbraun: Introduction

This round table brought three individuals from different institutional and disciplinary perspectives together to discuss the issue of making ethnological data and knowledge public. In recent years, the requirements of various funding bodies to make research data publicly available (requirements which were first applied in the so-called hard sciences) has produced significant resistance in European ethnology and related fields. The critique rightly points out that the epistemic logics of the hard sciences (such as reproducibility and verification) are incompatible with those of the social and cultural sciences. Furthermore, the requirement to make research data public raises questions about research ethics, consent, authorship, and the nature of knowledge, and the possibility of relational knowledge production that are central to the discipline's self-understanding. The round table discussion sought to move beyond these well-worn critiques in order to determine for whom, for what, and in what ways, making data (and knowledge) public could be fruitful and productive for a critical, reflexive, and collaborative knowledge production in European ethnology and related fields. Kerstin Klenke, head of the *Phonogrammarchiv* of the Austrian Academy of Sciences and trained ethnomusicologist, alerted us to the multiple types of publics that must be taken into account when considering possibilities for making research data public. Sabine Imeri, European ethnologist and research associate of the Specialised Information Service Social and Cultural Anthropology, based at the university library of Humboldt University in Berlin, pointed out past practices of collaborative research and data sharing

in European ethnology. Marcel LaFlamme, cultural anthropologist and at the time postdoctoral researcher at the Ludwig Boltzmann Gesellschaft's Open Innovation in Science Center in Vienna, spoke about the challenges and opportunities of data reuse in practice. In the following short texts, the three participants summarize and reflect on the discussion we had.

Sabine Imeri: Differentiating Data Types

When talking about archiving research data, we should more clearly distinguish between data from current ethnographic field research and historical records. In the archives, we have strong and complex legal frameworks that regulate access, which can close collections for decades. But the idea of archiving and reusing current research material is about making data more or less immediately accessible, as open as possible. Not all ethnographic data can or should be open in the narrow sense. However, depending on ethical and legal concerns, sensitivity, level of anonymization, etc., the material may be available under limited and restricted access. The Specialised Information Service Social and Cultural Anthropology (FID SKA) at Humboldt-Universität zu Berlin¹ in close cooperation with the Research Data Center Qualiservice at the University of Bremen² is currently setting up infrastructures that ensure appropriate technical solutions for such sliding access and provide archiving workflows for all types of ethnographic material. *Qualiservice* provides open access to metadata; research material in the narrow sense is available for scholarly uses and for teaching only. Access options range from protected links to data downloads (scientific use files) to the possibility of using an onsite workspace for visiting scholars in Bremen. Here, the research data center looks similar to the traditional archive. Reuse clearly means scientific reuse at the moment. *Qualiservice* is not a public archive in this sense.

With such new research data repositories, an additional dimension to the traditional disciplinary archive is revealed. We are creating a new type of material here that we did not have in such repositories before – the somewhat mysterious protocols and field

1 <https://www.evifa.de/de>

2 <https://www.qualiservice.org/de/>

notes from our still living colleagues. Giving away control over one's own material is a sticking point, and may be a difficult and emotional task due to the researcher's deep entanglement with their material. However, the reflexive debates on collaborative knowledge production, and above all on practicing forms of ongoing dynamic negotiations with partners in the field about responsibility, authority to control, joint authorship and ownership, provide a good basis to overcome such concerns. And certainly, in addition to working with the historical records, we have forms of data sharing in European ethnology, in larger research contexts or in research teams. It is common to reuse or repeat use of one's own material over time. But most of these forms are grounded in personal and more informal relationships along with trust and confidence that the colleagues handle my material with care. In that way, sharing data is a more discretionary practice at the moment, but provides good starting points for practicing data sharing. This new type of material cannot be treated as one's own material, and it is not yet entirely clear how we will work with it. But cultural anthropologists use all kinds of material in ethnographic research anyway, a distinct methodological openness is characteristic for our discipline. So, why not use material from data repositories?

Kerstin Klenke: Differentiating Publics, Rights and Ethics

When it comes to sharing research data and knowledge, we have to be precise with regard to what we share and with whom we share. What for us is research data, can be various other things for various other people – or can be looked at from other perspectives. Let me take the *Phonogrammarchiv* of the Austrian Academy of Sciences as an example: it houses collections of research, mostly field research data from more than 120 years on audio and video carriers, plus documentation. As research data this is part of Austria's tangible and intangible academic heritage, but it also belongs to the tangible and intangible cultural heritage of communities, individuals and places around the world. It is an entangled political heritage, for in many cases we store immaterial cultural goods that were generated in colonial contexts or in other circumstances of unequal power relations – up until today. And when it comes to music or poetry, our research data can be other people's cultural property. So we sometimes have to deal with intel-

lectual property rights and neighbouring rights, and very often we have to consider personality rights.

For many of the recordings at the *Phonogrammarchiv*, the rights of the recorded persons have not been cleared, because for decades researchers just did not think about the fact that other people around the world may recognize or claim these rights. Legal awareness is comparably new, but not always, or at least not always easily, put into action in research, as Sabine Imeri reminds us. What further complicates the matter are technical innovations that could not have been foreseen at the time when research recordings were generated; the option to digitize magnetic tape recordings and make them available worldwide via the internet, for example, was unimaginable in the 1960s. This means, even if those recorded back then consented to having their voices stored in the *Phonogrammarchiv* and made available to researchers on site, this does not necessarily mean that they would consent to having them put online and *open access*. Ethical issues beyond legal regulations add another complex dimension.

This leads to the second point, where we have to be very precise: with whom do we share? Taking the *Phonogrammarchiv* as an example again, I would differentiate three kinds of publics: our original task is to provide access to the recordings to scholars worldwide for research purposes, and the *Phonogrammarchiv* has a long history of academic reuse of earlier research data in the context of projects devoted to the history of ideas in certain disciplines or focused on culture or language change in certain parts of the world. A second public are those recorded or their descendants, sometimes also communities of origin or practice. What this second public does with the recordings stored in the *Phonogrammarchiv* varies immensely: they are used for the enhancement of knowledge, for personal and collective memories, for cultural re-vitalization or re-traditionalization and for political or individual ends. A third public equals a kind of general public, which is addressed when recordings are increasingly used in media, museums, education or the arts.

What demands intensification, in my view, are efforts to reach the second public, which has not been very much in focus in the past. Many people or communities do not even know that the *Phonogrammarchiv* stores their or their ancestors' recordings. We need more provenance research and collaborative projects, exactly for

achieving precision with what it is that we share and with whom we share. This is a legal and ethical necessity: sharing does not necessarily equal caring – sharing can also mean harming.

Marcel LaFlamme: Unsettling the Certainties of Closure

The prospect of making data public inspires enthusiasm and excitement in many scientific fields. But as the US anthropologist Lindsay Poirier and colleagues have wryly observed: “Enthusiasm and excitement are not the first words we would think of if asked to characterize cultural anthropology’s own disciplinary culture when it comes to data and its sharing; caution, reticence, and worry are more fitting descriptors, in our experience”.³ Judging from our conversation today, the same might be said of European ethnology. Important concerns, grounded in an ethic of care for interlocutors and their communities, have been raised about consent and its documentation, the legalities of data protection, and the afterlives of research material. While affirming the need to work through these concerns, I’d like to consider what positive lessons we can learn from practices in other disciplines and from the emerging scholarship on data sharing and reuse.

Drawing on two decades of engagement with health and environmental researchers, scholars at the UCLA Center for Knowledge Infrastructures have developed a useful typology of comparative and integrative data reuse.⁴ Comparative reuse—the more common type—involves using data created by others to check the validity of one’s own data. For European ethnologists, differences in the findings of older and newer studies might point to historical change or call for reflexivity about the social locations of the researchers. Integrative reuse—less common and associated with more specialized expertise—involves true reanalysis of data created by others to advance original

- 3 Lindsay Poirier, Kim Fortun, Brandon Costelloe-Kuehn et al. (ed.): *Metadata, Digital Infrastructure, and the Data Ideologies of Cultural Anthropology*. In: Jerome Crowder, Mike Fortun, Rachel Besara et al. (ed.): *Anthropological Data in the Digital Age: New Possibilities, New Challenges*. Cham 2020, p. 209–237, p. 218.
- 4 Irene Pasquetto, Christine Borgman, Morgan Wofford: *Uses and Reuses of Scientific Data: The Data Creators’ Advantage*. In: *Harvard Data Science Review* 1 (2), 2019, p. 1–34.

claims. While European ethnologists working with historical collections regularly engage in integrative reuse, reanalyzing data collected by a contemporary colleague remains unusual.

My own research at the LBG Open Innovation in Science Center has identified contrasting approaches to providing the context needed to make data reusable.⁵ Researchers interviewed for our study tended to value communicating directly with data creators, in order to capture the kind of tacit knowledge that resists codification.⁶ Yet data intermediaries tended to regard direct communication as insufficiently rationalized, favoring the creation of documentation that would persist over time and be accessible to everyone. While I do see opportunities for bringing direct communication out into the open and crediting it appropriately, I have become convinced that a data creator's decisions about who does and does not deserve access to research materials can also result in the reproduction of systemic exclusions and biases.

Making data and knowledge open is therefore, in part, about humility: acknowledging the impossibility of abiding by the norms of publics that do not yet exist and the fragility of any promise to deidentify beyond recognition.⁷ This humility ought not be confused with carelessness; we can and should consult with our interlocutors about how the outcomes of that encounter will circulate. But openness may also present European ethnology with an occasion to interrogate its attachment to the figure of the beneficent protector and to align itself with a more demanding set of accountabilities.

- 5 Marcel LaFlamme, Marion Poetz, Daniel Spichtinger: Seeing Oneself as a Data Reuser: How Subjectification Activates the Drivers of Data Reuse in Science. In: *PLOS ONE* 17 (8), 2022, e0272153; see also Ixchel M. Faniel, Rebecca D. Frank, Elizabeth Yakei: Context from the Data Reuser's Point of View. In: *Journal of Documentation* 75 (6), 2019, p. 1274–1297.
- 6 The term data creator is itself an uneasy fit for European ethnology, since ethnographic data are generally understood to be coproduced by researchers and interlocutors. Peter Pels, Igor Boog, Henrike J. Florusbosch et al.: Data Management in Anthropology: The Next Phase in Ethics Governance? In: *Social Anthropology* 26 (3), 2018, p. 391–413.
- 7 Alexandra Murphy, Colin Jerolmack, Anna De Smith: Ethnography, Data Transparency, and the Information Age. In: *Annual Review of Sociology* 47, 2021, p. 41–61.

Angewandte Kulturanalyse: Herausforderungen und Fallstricke

Alexandra Schwell: Wer hat Angst vorm Angewandten?

Welche Rolle können Universitäten, kulturwissenschaftliche Studiengänge und die universitäre Ausbildung beim „Öffentlichmachen“, so der Titel der Tagung, spielen? Wie beurteilen wir das Verhältnis von Universität und außeruniversitärer Praxis, und welche Problematiken und auch Potenziale sehen wir? Diese Fragen standen am Beginn der Überlegungen zum Round Table „Angewandte Kulturanalyse – Herausforderungen und Fallstricke“. Mit Amalia Barboza, Franziska Becker und Klaus Schönberger versammelt er drei Vertreter:innen einer im weiten Sinne verstandenen Angewandten Kulturanalyse an einem virtuellen Tisch, die sich aus unterschiedlicher Perspektive mit der Frage der Angewandtheit und Anwendbarkeit kulturanalytischen Wissens beschäftigen. Dabei soll es nicht darum gehen, universitär Forschende lediglich zu mehr Öffentlichkeitsarbeit aufzufordern, sondern die Möglichkeiten einer Perspektivierung des Angewandten auszuloten.

Dieses ominöse „Angewandte“ nimmt dabei viele Gestalten an und entzieht sich vor dem Hintergrund seiner Vielgestaltigkeit einer genaueren Definition. Bei der Frage danach, was alles zu einer Angewandten Kulturanalyse gehört, bleibt häufig offen, für welche Form von Angewandtheit sich die Universität zuständig fühlt – und wo es dann womöglich zu viel, zu weit entfernt, zu – nun eben: zu angewandt wird.

Das Vielnamenfach Kulturanthropologie/Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie (KA/EKW/EE) als ein Fach, das sich der Analyse der Alltagskultur verschrieben hat, sollte nicht davor zurückschrecken, Studierende auch dafür auszubilden,

das im Studium erarbeitete Wissen kritisch in die außeruniversitäre Praxis zurückzutragen, zurückzuübersetzen, und dort fruchtbar zu machen. Auch der Anspruch der Erforschung von Machtfaktoren und ihrer Auswirkungen auf die Mikroebene ist wohlklingend, stößt in der Praxis jedoch an Grenzen. Ist die kulturanalytische alltagskulturelle Perspektive im Zusammenspiel mit den Methoden der Ethnografie sowie hermeneutischer und diskursanalytischer Verfahren tatsächlich ausreichend, um nicht allein Theorie und Empirie, sondern tatsächlich Theorie und Praxis zu verbinden? Inwieweit werden dabei auch alternative außeruniversitäre Praktiken der Wissensproduktion ernstgenommen, und in welcher Weise hat wiederum theoretisches, abstraktes Wissen in diesen Feldern praktische Relevanz?

Selten werden diese Fragen jedoch offensiv angegangen. Vielmehr trennen sich häufig die Wege von akademischer Forschung und außeruniversitärer Anwendung, sobald Absolvent:innen die Universitäten verlassen und in die nicht-universitäre Arbeitswelt eintreten. Anstatt die Verbindung strukturiert aufrechtzuhalten und auf diese Weise Synergien zu nutzen, stehen beide Seiten häufig mit dem Rücken zueinander – und das gilt nicht allein für die KA/EKW/EE, sondern in unterschiedlichem Maße für viele kulturwissenschaftlichen Fächer.

Während in den USA und den skandinavischen Ländern Studiengänge in den Bereichen Angewandte Anthropologie bzw. Angewandte Kulturanalyse keine Seltenheit sind, tun sich die deutschsprachige KA/EKW/EE, aber auch die Kultur- und Sozialanthropologie (KSA) und andere verwandte Fächer noch vergleichsweise schwer. Dabei, so eine These, bietet das Angewandte gerade in Zeiten sinkender Studierendenzahlen kleinen Fächern eine Möglichkeit, dem Zwang zur gesellschaftlichen Legitimierung zu begegnen. Nicht zuletzt erlaubt es eine Anwendungsorientierung, Studierenden eine Perspektive außerhalb der Universität zu bieten. Studierende fordern zunehmend schon vor Studienbeginn eine konkrete Berufsperspektive und eine klar umrissene Zielsetzung des Studiums auch in persönlicher Hinsicht: Was und wer werde ich sein?

Die Referent:innen waren aufgefordert, vor dem skizzierten Hintergrund folgende Fragen als Diskussionsanstoß für den Round Table aufzugreifen:

1. Wie sieht die „Lücke“ zwischen akademischer und angewandter Kulturanalyse genau aus, und was bedeutet sie für uns? Kann und soll sie überbrückt werden? Oder ist sie vielleicht sogar produktiv und notwendig? Sind wir als Kulturanthropolog:innen, Empirische Kulturwissenschaftler:innen und Kulturanalytiker:innen geradezu prädestiniert, die „Lücke“ ethnografisch zu erforschen.
2. Was ist unsere Kernkompetenz in diesem Bereich? Was zeichnet eine angewandte Perspektive im Bereich der Kulturanalyse aus? Wie kann die Uni auf die Praxis vorbereiten? Welche theoretischen Perspektiven und Methoden sind unverzichtbar für die Lehre?
3. Kritiker:innen sind der Ansicht, dass der Schritt in die Praxis notwendigerweise zu einer Reduktion von Komplexität und zu einer Verflachung universitären Wissens führe, die zum einen in den Anforderungen der Praxis und zum anderen häufig in einer mangelnden analytischen Distanz von Seiten der Forschenden begründet liege. Wie stehen wir zu diesem Vorwurf bzw. wie gehen wir mit ihm um?
4. Wie politisch und/oder wie engagiert darf eine Angewandte Kulturanalyse sein? Welche ethischen Herausforderungen und roten Linien begegnen uns, und welche Rolle sollte dies in der Lehre spielen?

Die Teilnehmer:innen des Round Table setzen sich aus unterschiedlichen Positionen mit diesen Fragen auseinander und bilden bereits einen großen Teil des Spektrums der Angewandten Kulturanalyse ab. Wie man es auch dreht und wendet – sowohl für die Referent:innen als auch in der weiteren Diskussion erweist sich im Hinblick auf die Lücke/Brücke zwischen Theorie und Praxis eine Frage als zentral und zugleich umstritten: Wie kann eine Angewandte Kulturanalyse Studierende befähigen, kulturanalytisch angewandt zu arbeiten? Es scheint kaum ausreichend, Studierende mit kulturtheoretischen und machtkritischen Konzepten sowie ethnografischen Methoden auszurüsten und auf eine spontane Emergenz der Praxisrelevanz zu hoffen. Vielmehr gilt es, bereits im Vorfeld strukturiert darüber nachzudenken, wie Studierende befähigt werden können, vor dem Hintergrund ihrer eigenen Erfahrungsrealität und Subjektivität zu erleben und zu

reflektieren, was theoretisches Wissen im Hinblick auf die praktische Anwendung leisten kann. Eine umfassende Neugierde auf Felder, Prozesse und Phänomene zu wecken, ist dabei wohl eine der wichtigsten Aufgaben der Universität.

Amalia Barboza: Die Praxis einer selbstreflektierten Kulturanalyse, die uns in Bewegung setzt

„Wie beurteilen wir das Verhältnis von Universität und außeruniversitärer Praxis? Und welche Rolle spielt eine angewandte Kulturanalyse?“ Bevor ich zur dieser und anderen Fragen komme, möchte ich meine aktuelle Position im universitären Feld kontextualisieren. Ich vertrete zurzeit eine angewandte Kulturanalyse, die sich in einem neuen Feld verortet: das Feld der künstlerischen Forschung. Dieses neue Fach, das oft mit einer Akademisierung der künstlerischen Praxis verknüpft wird, kann in eine andere Richtung gedacht werden: Als eine Praxis der Verhandlung zwischen künstlerischen und wissenschaftlichen Wissensformen, zwischen Praxis und Theorie. Ich glaube, es gibt eine interessante Verflechtung zwischen den Künsten und den Kulturwissenschaften besonders in Anbetracht des Themas der Tagung – das Öffentlichmachen unserer Erkenntnisse – und auch bezüglich der Formate und Methoden unserer Wissensproduktion. Deswegen lassen Sie mich zunächst, aus dieser Perspektive der künstlerischen Forschung, kurz auf eine Frage, die uns Alexandra Schwell gestellt hat, direkt antworten, um dann am Ende, anhand eines Beispiels aus meiner Forschung, konkreter über die Herausforderungen und mögliche Fallstricke einer angewandten Kulturanalyse zu sprechen.

Zuerst zu der Frage nach der *Lücke zwischen akademischer und angewandter Kulturanalyse*. Ich glaube, diese Lücke ist relativ. Und ich begrüße den Vorschlag, diese Lücke oder Trennung wissenschaftlich zu untersuchen, weil wir schnell feststellen werden, dass die akademische *Wissensproduktion immer mit Praxis und mit Anwendung* verknüpft ist, auch wenn diese, von den AkademikerInnen ignoriert und/oder ideologisch ausgeblendet wird. Wenn wir die Verstrickung zwischen nationalen Interessen und wirtschaftlichen oder politischen Interessen aufdecken, wird ersichtlich, dass die Wissenschaft, so wie auch die Kunst, immer mit bestimmten Praktiken und Anwendungen verbunden ist. Deswegen ist es empfehlenswert,

diese Verstrickungen zu untersuchen, so wie dies etwa in der Anthropologie der Wissenschaft oder in der Wissenssoziologie gemacht wird. Ich denke, eine selbstreflexive Perspektive ist unverzichtbar, um die Anwendungsorientierung der Wissenschaft in der Geschichte und in der Gegenwart aufdecken zu können.

Die programmatische Distanz der Wissenschaft zu ihrem Forschungsgegenstand wird zum Beispiel oft angewendet, um das Bestehende zu etablieren. In diesem Zusammenhang ergibt es Sinn, sich an die *Unterscheidung zwischen traditionellen und kritischen Theorien von Max Horkheimer* zu erinnern, die Differenzierung zwischen einer Theorie, die das Bestehende nicht hinterfragt, und einer anderen, die das Bestehende kritisiert und transformieren will.¹ Ich bin der Auffassung, dass das sogenannte Expertenwissen und die Komplexität der wissenschaftlichen Wissensproduktion oft auf *Ausblendungen* basieren – so wie die Soziologin und Aktivistin Silvia Rivera Cusicanqui aus Bolivien dies in Bezug auf die Sprachen der Akademien und damit gekoppelt auf den kolonialen Diskurs der Wissenschaft feststellt: „Worte verschleiern mehr, als sie preisgeben.“² Rivera Cusicanqui plädiert deswegen dafür, besonders in einer Kolonialsituation dem „Nichtgesagten“ mehr Bedeutung zu geben und in anderen *nicht diskursiven Praktiken* außerhalb der Akademie eine andere (dekoloniale) Wissensproduktion zu suchen.

An dieser Stelle komme ich zum Bereich der Kunst und der künstlerischen Forschung als Ort der Reflexion über dieses „Nichtgesagte“ und als Ort, an dem ein atheoretisches oder implizites Wissen nicht diskursiver Praktiken untersucht werden kann. Es handelt sich auch um einen Ort, an dem die Wissensproduktion nicht eindimensional und ergebnisorientiert präsentiert wird, sondern eher offen für Interpretationen und auch offen für Verhandlungen ist. Es ergibt sich also *eine angewandte Kulturanalyse mit offenem Ziel*. Dieser Bereich wurde im Rahmen der Tagung in dem Vortrag von Christiane Schwab (2022) mit dem Begriff „wildes Wissen“ bezeichnet.³ Dieses

- 1 Max Horkheimer: „Traditionelle und kritische Theorie“. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. IV. Frankfurt a. M. 1988, S. 162–216.
- 2 Silvia Rivera Cusicanqui: Ch'ixinakax utxiwa: Eine Reflexion über Praktiken und Diskurse der Dekolonisierung. Münster 2010, S. 36.
- 3 So Christiane Schwab in ihrem Beitrag zum Panel „Wahlverwandtschaften: Massenmedien und ethnografisches Wissen“.

ist verwandt mit einer Wissensproduktion aus der Zeit, als sich die Disziplinen der Ethnologie oder der Soziologie noch nicht institutionalisiert hatten und in der Literatur ein Wissen über die Gesellschaft entstand, das intensiv mit den *Affekten* und der *Teilhabe* der Leser:innen arbeitete und Dokumentation mit Fiktionen vermischte. Diese Art „wildes Wissen“ finden wir ebenso in den künstlerischen Praktiken. Und es ist eine Form angewandter Kulturanalyse, die mit Methoden der Wissensproduktion arbeitet, welche die Gesellschaft nicht nur analysieren, sondern auch in Bewegung bringen wollen. Es ist eine Kulturanalyse, die keine vorgefasste Methode verfolgt, sondern eher die Methode des *zufälligen Schlenderns* anwendet, wie sie zum Beispiel von Siegfried Kracauer in seinen Berliner Reportagen über die Angestellten realisiert wurde.⁴ Eine solche Forschung ist weder ergebnisorientiert, noch unterliegt sie einer klaren Anwendung, sondern sie verfolgt eher das Ziel, das Erforschte in seiner Offenheit und Wandelbarkeit zu betrachten.

Ich möchte diese Art angewandter Kulturanalyse anhand einer Forschung über Migrant:innen aus Brasilien, die in Frankfurt am Main leben, exemplifizieren (Barboza 2019).⁵ Es handelt sich um eine Forschung, die ich im Rahmen eines Kunstprojekts realisiert habe. Es begann als eine Reise nach Brasilien, ohne die Stadt Frankfurt zu verlassen, und es entwickelte sich zu einer Art Experiment. Ein Experiment, in dem ich den Forschungsprozess als ein Sich-Verweben der Biografien mit den Praktiken der Migrant:innen gestaltet habe. Ein Forschungsprozess, in dem ich mich von den Praktiken und verschiedenen medialen Sprachen der Kulturproduktion der Protagonist:innen führen ließ. Während der Reise entstanden Kooperationen und Verhandlungen, wie eine Art kollaboratives Forschen, auch vermischt mit fiktiven bzw. möglichen Kooperationen (*Parcerias*). Die Herausforderung einer angewandten künstlerischen Kulturanalyse war für mich hier dazu bestimmt, neue Erfahrungen zu sammeln, zu denen ich keine Expertise hatte – wie das Musizieren oder das Riechen von Meer oder Früchten, was mich auch mit den

4 Siegfried Kracauer: Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland. Frankfurt a. M. 1971 (Orig. 1930); ders.: Straßen in Berlin und anderswo. Frankfurt a. M. 2009 [die Texte entstanden 1925–1933].

5 Amalia Barboza: Brasilien am Main. Bielefeld 2019.

Grenzen des Sagbaren konfrontierte. Die Herausforderung bestand auch darin, aus diesen Praktiken ihr spezifisches implizites Wissen⁶ oder atheoretisches Wissen⁷ zu erheben und mit anderen Erfahrungshorizonten zu verbinden. Gleichzeitig beobachtete ich auch meine Neigung, im Forschungsprozess zu einer Art Mediatorin zwischen Konfliktparteien werden zu wollen – mit der Idee, dass bestimmte Medien die politischen Unterschiede der Protagonist:innen und die damit entstehenden sozialen Konflikte relativieren könnten, mit der Hoffnung, dass durch meine Arbeit vielleicht eine Einigung zwischen den Beteiligten möglich würde. Als würde ich die Nation Brasilien zusammenhalten wollen, so wie Stefan Zweig in seinem Buch „Brasilien. Ein Land der Zukunft“ nicht nur eine Reportage über das Land verfasste, sondern auch die Projektion einer besseren Welt imaginierte, in einer Zeit der Zerstörung, mitten im Zweiten Weltkrieg.⁸

Diese utopische, fiktive und projektive Neigung gehört zur angewandten Kulturanalyse, weil wir nach einem idealen Zustand streben. Ist dieses utopische Bewusstsein ein Fallstrick der angewandten Kulturanalyse, von dem wir uns befreien sollten? Ich glaube nicht! Ich halte dieses Bewusstsein für einen Motor, der sowohl die Kunst als auch die Kulturwissenschaften bewegt, die Wirklichkeit im Wandel zu betrachten, mit der Möglichkeit, diese ins Bessere zu transformieren. Man soll diese Neigungen ins Bewusstsein heben, reflektieren und vielleicht selbst zum Forschungsgegenstand machen. Die Frage ist, wie man die Forschung in dieser relationalen und transformativen Form gestalten soll und wie sie an die Öffentlichkeit gebracht werden kann, damit sie tatsächlich eine Wirkung erzielt und sich verbreitet.

Damit möchte ich enden und nur kurz zusammenfassen: Ich plädiere für eine Relativierung der Polarität zwischen akademischer und angewandter Kulturanalyse, indem eine selbstreflektierte Kulturanalyse praktiziert wird, welche die eigene Situietheit zum Forschungsgegenstand erklärt (Anthropologie der Wissenschaft oder Wissenssoziologie sollten in der Lehre zentral sein). Ich plädiere auch für eine angewandte Kulturanalyse, die in der Lage ist, mit anderen

6 Michael Polanyi: *Implizites Wissen*. Frankfurt a. M. 1985 (Orig. 1966).

7 Karl Mannheim: *Strukturen des Denkens*. Hg. von David Kettler, Volker Meja, Nico Stehr. Frankfurt a. M. 1980.

8 Stefan Zweig: *Brasilien: Ein Land der Zukunft*. Stockholm 1941.

Formaten, Medien und Wissensmethoden zu arbeiten, die außerhalb der Akademien und einer proportionalen Sprache stehen, weil Kategorien und Worte oft mehr verschleiern, denn preisgeben. Ich plädiere für eine Kulturanalyse, die auch in der Lage ist, sich im Prozess mit dem Forschungsgegenstand zu verflechten, um den Gegenstand und sich selbst im Wandel zu erfassen. Ein Wandel, an dem wir auch mit unseren akademischen Forschungen teilhaben, auch wenn wir glauben, uns distanziert dazu zu verhalten.

Franziska Becker: Ethnografisches Wissen in politischen/ politisierten Handlungsfeldern

Von den vier eingangs gestellten thematischen Leitfragen möchte ich mich im Folgenden vor allem auf zwei beziehen: Auf die Frage, ob der Schritt in die Praxis notwendigerweise zu einer Reduktion von Komplexität und zu einer Verflachung universitären Wissens führt, und auf jene, wie politisch und/oder wie engagiert angewandte Kulturanalyse sein darf.

Vorab dazu eine Bemerkung, aus welcher Perspektive ich hier spreche:

Als langjährig an Universitäten Forschende und Lehrende und nach einer zweijährigen Ausbildung zur Mediatorin (in Wien) bin ich seit 2006 freiberuflich tätig. Und zwar an der Schnittstelle von ethnografischer Forschung, konfliktregulierender Intervention und Beratung – vor allem für Politik und Verwaltung in Städten und Gemeinden.

Als Ethnologin und Mediatorin habe ich mich in einem Feld positioniert, in dem es um die unmittelbare „Verwertbarkeit“, Vermittlung und Wirksamkeit ethnografischen Wissens in politischen bzw. politisierten Handlungsfeldern geht. Denn einer meiner Schwerpunkte sind Großgruppenkonflikte im öffentlichen Raum, die gerade in einer Metropole wie Berlin und besonders in Wahlkampfzeiten wie in diesem Jahr (2021) politisch und medial stark aufgeladen sind. Ein Beispiel ist der Görlitzer Park in Kreuzberg, auch überregional bekannt als sogenannter „Drogen-Hotspot“. In dieser Grünanlage und den umliegenden Kiezen habe ich eine mehrmonatige Feldforschung durchgeführt, auf deren Grundlage ich beratend an der Entwicklung eines integrierten Handlungskonzepts zur Kriminalitätsprävention

für den Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg tätig war. Drei Jahre später wurde ich mit der Evaluation dieses Handlungskonzepts bezüglich seiner praktischen Umsetzung beauftragt.

Ein anderes Beispiel ist der Leopoldplatz, einer der größten Stadtplätze in Berlin-Wedding, und ein öffentlicher Raum, in dem sich die Verschärfung von Armutslagen, Drogen- und Suchtproblematiken, Obdachlosigkeit, soziale Spannungen und die Debatten um Gentrifizierung wie unter einem Brennglas zeigen. Auch in diesem Fall unternahm ich zunächst eine längere ethnografische Feldforschung in der ansässigen Drogenszene, bevor ich dort als sogenannte Gemeinwesen-Mediatorin im sozialraumorientierten Konfliktmanagement tätig wurde. Dies erforderte neben der eigentlichen Konfliktvermittlung auf dem Leopoldplatz u. a. auch den Aufbau neuer ämterübergreifender Handlungsstrukturen und Gremien innerhalb der Bezirksverwaltung. D. h., es mussten zunächst Strukturen geschaffen werden, um derart komplexe Konflikte mit vielen Beteiligten überhaupt bearbeiten zu können. Hinzu kam die stetige Kooperation mit zivilgesellschaftlichen Akteur:innen, mobiler Sozialarbeit sowie staatlichen Behörden wie Polizei, Grünflächen- und Ordnungsamt. Im nächsten Schritt war ich dann als externes Mitglied des Präventionsrates Berlin-Mitte beratend tätig. Das Beispiel zeigt eine Kette von Tätigkeiten innerhalb eines Auftrags: von der ethnografischen Forschung zur konfliktvermittelnden Intervention bis hin zur beratenden Expertise.

Ohne auf Details einzugehen: Ethnografisch basierte Konfliktanalysen bringen eine Fülle von empirisch gesättigtem Wissen, das durchaus nachgefragt wird. Spezifische Konfliktfelder sind oft stark polarisiert; es verschaffen sich bestimmte Gruppen Geltung und Gehör, andere können das wiederum nicht. Bürgermeister:innen wollen wissen, was in ihren Quartieren los ist und beauftragen mich als „Externe ohne eigene Interessen“.

Das Wissen, das ich generiere, führt nicht zur Reduktion von Komplexität, sondern im Gegenteil sehe ich es als meine Aufgabe, Komplexität erst sichtbar zu machen, also Konfliktfelder multiperspektivisch zu beschreiben. Dies bedeutet in den skizzierten Arbeitsfeldern beispielsweise, viele verschiedene Nutzergruppen und Milieus mit ihren unterschiedlichen sozialen Situierungen, Interessen und Sichtweisen im jeweiligen Konfliktfeld einzubeziehen. Solche

ethnografisch basierten Konfliktanalysen richten sich somit notwendigerweise gegen redundante, stereotype, polarisierte Sichtweisen von sozialer Wirklichkeit: Denn die meisten meiner Auftragsstudien werden veröffentlicht; größere Forschungsberichte stehen im Netz, auf den Seiten des Berliner Innensenats oder verschiedener Bezirksämter.

Diese Art von ethnografischer Wissensgenerierung erfordert einen Schreibstil, der anschaulich und vielstimmig ist, gut lesbar und vor allem Alltagserfahrungen von Menschen und Gruppen in ihrer sozialen und kulturellen Diversität sichtbar macht. Analysen auf mittlerer theoretischer Ebene müssen auch sein, wobei Theoriebezüge eher implizit bleiben, aber ebenfalls nötig sind (z. B. Machtprozesse auf Makro- und Mikroebene, soziale Ungleichheit/ Stadtsoziologie, Konflikttheorien, Eskalationsdynamiken, Gewalt). Auf methodologischer Ebene sind profunde Erfahrungen in der intersubjektiv reflexiven Feldforschung grundlegend. Ich höre mitunter, dass meine Forschungsberichte die Vorstellungskraft für das, was vor Ort passiert, überhaupt erst anregen. Barbara Thériault hat es in der Auftaktrunde so formuliert: „Die Dinge in ein anderes Licht setzen.“ Auch die Formulierung von Amalia Barboza zur angewandten Kulturanalyse im vorangehenden Beitrag fand ich dazu treffend: „Dinge in Bewegung bringen“. Bezogen auf meine Tätigkeit könnte der Satz lauten: Als Ethnologin und Mediatorin bringe ich Konflikte mit ihren Verhärtungen und Polarisierungen „in Bewegung“.

Damit noch kurz zur zweiten Frage: Wie politisch und/oder engagiert darf angewandte Kulturanalyse sein? In meinem Fall ist sie per se politisch, denn sozialpolitisch relevante Themen spielen immer eine Rolle – ob es Drogenpolitik ist, Migrations- und Flüchtlingspolitik, Armutspolitik oder Gewalt- und Kriminalitätsprävention. Was aber nach meiner Erfahrung wichtig ist: Ethnografisch basierte Forschung, Konfliktmanagement und Beratung – das muss innerhalb eines Auftrages immer ein Nacheinander sein. Auftraggeber:innen wollen in der Regel „Handlungsempfehlungen“, die ich nie abgebe, bevor ich nicht selbst geforscht habe.

Ethische Grundsätze sind immer für sich selbst und mit den Auftraggeber:innen zu klären: So arbeite ich etwa in Projekten der sozialen Stadtentwicklung mit Leitbildern wie ein „Platz für alle“, d. h. ich gehe vom öffentlichen Raum als demokratischem Raum für alle Nutzenden aus. Dies impliziert zugleich, sich gegen

Vertreibungs- und Ausgrenzungsdiskurse zu positionieren, die es (nicht nur) in den Alltagsdiskursen gibt (bspw. gegen marginalisierte Gruppen auf öffentlichen Plätzen).

Auf „Rote Linien“ treffe ich vielfach, z. B. wenn meine Forschungsberichte in ein sogenanntes Mitzeichnungsverfahren in der Berliner Senatsverwaltung kommen und darin mitunter ‚munter‘ herumgestrichen oder umformuliert wird. In solchen Fällen ist es schon mal nötig, das wissenschaftliche Urheberrecht einzufordern, gegebenenfalls auch mit rechtsanwaltschaftlicher Unterstützung.

Und ein letzter Punkt, der meines Erachtens enorm wichtig ist, bezieht sich auf Fragen der Anonymisierung. Es gibt Auftraggeber:innen, die hinterher – für die Textfassung – wollen, dass meine Forschung salopp formuliert auf dem Mond stattgefunden hat, wenn Interviewquellen weder Ort noch Organisation zuzuordnen sein sollen. Damit werden Sprecher:innen nicht nur in ihrer Funktion, sondern auch die jeweilige Behörde oder Position in der Amtshierarchie nicht mehr kenntlich. Begründet werden solche Interventionen meist mit dem Datenschutz. Der verschärfte Datenschutz ist ein gravierendes Problem für öffentlichkeitsrelevante ethnografische Forschung. Über diesen Aspekt und seine wissenschaftsethischen und rechtlichen Dimensionen würde ich mir einen intensiven universitären Diskurs in unseren Fächern, auch und gerade in der Lehre wünschen.

Zum Schluss: Ich betrachte ethnografische Feldforschung mit ‚leibhaftiger Präsenz‘ und Dialogizität immer noch als eine der Kernkompetenzen des Faches, wohl wissend, wie sehr die Vermittlung empirisch-forschender Praxis an den Universitäten unter Druck geraten ist. Für Absolvent:innen unseres Faches bieten sich mit der Kernkompetenz ethnografisch basierter Kulturforschung durchaus interessante (kreative) Berufsmöglichkeiten, auch in der Politikberatung, aber das muss, wie oben kurz angerissen, in verschiedener Hinsicht sehr reflexiv geschehen. Eine Fachtagung zur vertiefenden Diskussion über die vielfältigen Formen angewandter Kulturanalyse würde ich sehr begrüßen.

Klaus Schönberger: Es gibt keine (gute) Praxis ohne Theorie

Anknüpfend an die vorangehenden Beiträge möchte ich noch einmal grundsätzlich werden. Es hat für mich den Anschein, dass in der

Debatte nach wie vor falsche Dichotomien wie der vielbehauptete Theorie-Praxis-Gegensatz aufgemacht werden. Insofern erachte ich auch die Bezeichnung „angewandte Kulturanalyse“ als unzureichend. Denn Kulturwissenschaft wie ich sie betreibe und vermittele, erfolgt immer in praktischer Absicht. Die im Begriffspaar „angewandte Kulturanalyse“ mitschwingenden Versprechungen des Begriffs der Angewandtheit verweisen auf eine verkürzte Vorstellung von (Berufs-)Praxis. Und auch auf eine verkürzte Idee eines Universitätsstudiums im Sinne einer Ausbildung. Dummerweise unterstützen die von Bologna aufgezwungenen Curricula dieses Missverständnis. Die Vorstellung einer unmittelbaren Instrumentalisierung und die Möglichkeit einer sofortigen Inwertsetzung mindern oder unterlaufen sogar die eigentliche Qualifikation eines Universitätsstudiums.

Hiervon ausgehend würde ich meine *erste Hypothese* aufstellen, dass die Theorien, mit denen wir uns im Studium befassen, berufsqualifizierend sind. Die Post-Volkskunde hat ihren Ausgang in einer Kritik jener Formen der Angewandtheit genommen, die theorie- und begriffslos für alle möglichen Zwecke instrumentalisierbar wurden. Der Begriff Empirische Kulturwissenschaft wurde vor allem deswegen erfunden, weil in der Volkskunde jenseits einer theorielosen Erbsenzählerei der Mythos als Theorie ausgegeben wurde. Ohne Theorie gibt es keine gute Berufspraxis. In diesem Sinne möchte ich auf Stuart Hall verweisen, für den Theorie immer ein „Umweg auf dem Weg zu etwas Wichtigem“ gewesen ist.⁹ Wer glaubt, er oder sie könne auf Theorie verzichten, nimmt eine falsche Abkürzung. Denn Kulturanalyse wie ich sie betreibe und vermittele, erfolgt immer in praktischer Absicht und ist zugleich theoretisch fundiert.

Der Input von Franziska Becker veranschaulicht, wie wichtig es in der Berufspraxis ist, ein umfangreiches theoretisches Wissen erworben zu haben und über eine solide Methodenausbildung zu verfügen. Ohne die Fähigkeit, Komplexität zu begegnen und ohne ein differenziertes Reflexionsniveau gibt es keine gute und seriöse Praxis im künftigen Berufsfeld. Eine gute berufliche Praxis ist theorielos

9 Stuart Hall: Alte und neue Identitäten, alte und neue Ethnizitäten. In: Ders.: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften, Bd. 2. Hamburg 1994, S. 66–88, S. 66.

nicht zu haben. Ohne ein entsprechendes Handwerkszeug bleiben die Widersprüche, Hindernisse und Fußangeln unverstanden. Ohne ein Bewusstsein oder Wissen um Klassenstrukturen bzw. die politischen, ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen beruflicher Praxis, ist man für das Berufsleben nicht gut vorbereitet. Aus meiner Sicht ist die Universität genau der Ort, an dem dieses vermittelt werden muss.

An dieser Stelle möchte ich dafür plädieren, die Studierenden zunächst möglichst fernzuhalten von aller „Praxis“, um sie auf das für jede künftige Berufspraxis notwendige theoretische Niveau zu bringen. Es mag paradox klingen, aber es geht mir darum, sie zu befähigen, in einer für die Praxis notwendigen Weise zu denken. Ein Studium in unseren Fächern wird immer eine notwendige, aber selten eine ausreichende Voraussetzung für eine erfolgreiche berufliche Tätigkeit sein. Denn ohne ein grundlegendes theoriegeleitetes Verständnis von Gesellschaft bleibt Wesentliches in der Praxis auf der Strecke.

Trotz Praxisbezug ist das Studium an einer Universität keine „Ausbildung“. Denn ein Studium, das ist meine *zweite Hypothese*, ist keine Ausbildung, sondern ein Laboratorium, um sich Werkzeuge bzw. Methoden anzueignen, mit welchen sich Gesellschaft beobachten und verstehen lässt. Das Studium dient der beruflichen Vorbereitung und der Vermittlung der Fähigkeit zu vernetztem und konzeptionellem Denken. Es dient dazu, Problemstellungen zu identifizieren, Methoden zu vermitteln, die Probleme zu bearbeiten und Beiträge zur Lösung derselben zu finden. Dieses Handwerkszeug ist unabdingbar für quasi jedes berufliche Handlungsfeld. In Bezug auf die Kulturanalyse bedeutet vernetztes Denken im Sinne von Rolf Lindner in Relationen zu denken.¹⁰ Das meint, wenn ich einen Untersuchungsgegenstand kulturwissenschaftlich analysiere (also kulturelle Artefakte oder kulturelle Praktiken), dann muss ich dieselben kontextualisieren und in ein Verhältnis setzen. Dieses Denken wird auch in jeder Berufspraxis benötigt. Ein theoretisch angeleitetes Überblicks- und Methodenwissen zählt zu den Apriori der

10 Rolf Lindner: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 99 (2), 2003, S. 177–188.

Empirischen Kulturwissenschaft und ermöglicht ihr die notwendige gesellschaftliche Beobachtungsfunktion, die sie für die Gesellschaft wertvoll macht.

Ein Studium soll etwas in Bewegung setzen, um das Bild von Amalia Barboza nochmals aufzugreifen. Zunächst geht es darum, Kritikfähigkeit herauszubilden. Kritik nicht im Sinne von Dagegensein, sondern kritisch werden in Bezug auf einen Untersuchungsgegenstand und in einem heuristischen Sinn. Die Antwort auf eine falsche Frage ist eine richtige Frage. Das ist es, was im Studium erprobt und angeeignet werden sollte.

Wenn man dann aber von Studierenden hört, was mitunter als Praxis deklariert wird, dann stehen einem die Haare zu Berge. Gefordert werden nicht etwa die Vermittlung von Lese- oder Schreibtechniken, sondern Photoshop- oder Indesign-Workshops, nicht die Vermittlung von Wissen über die Konflikte zwischen Hochkultur und Freier Szene, sondern wie man einen Antrag ausfüllt. Dafür ist eine Universität aber nicht da. Wer Software-Programme beherrscht, ist im Vorteil, so wie jene, die mit zehn Fingern die Tastatur bedienen können. Aber in der Universität soll jenes Wissen vermittelt werden, dessen Komplexität in verschiedene Öffentlichkeiten zu übersetzen wäre. Wenn man sich beschweren würde, dass wir hierzu nicht genügend Angebote haben, würde ich sofort zustimmen.

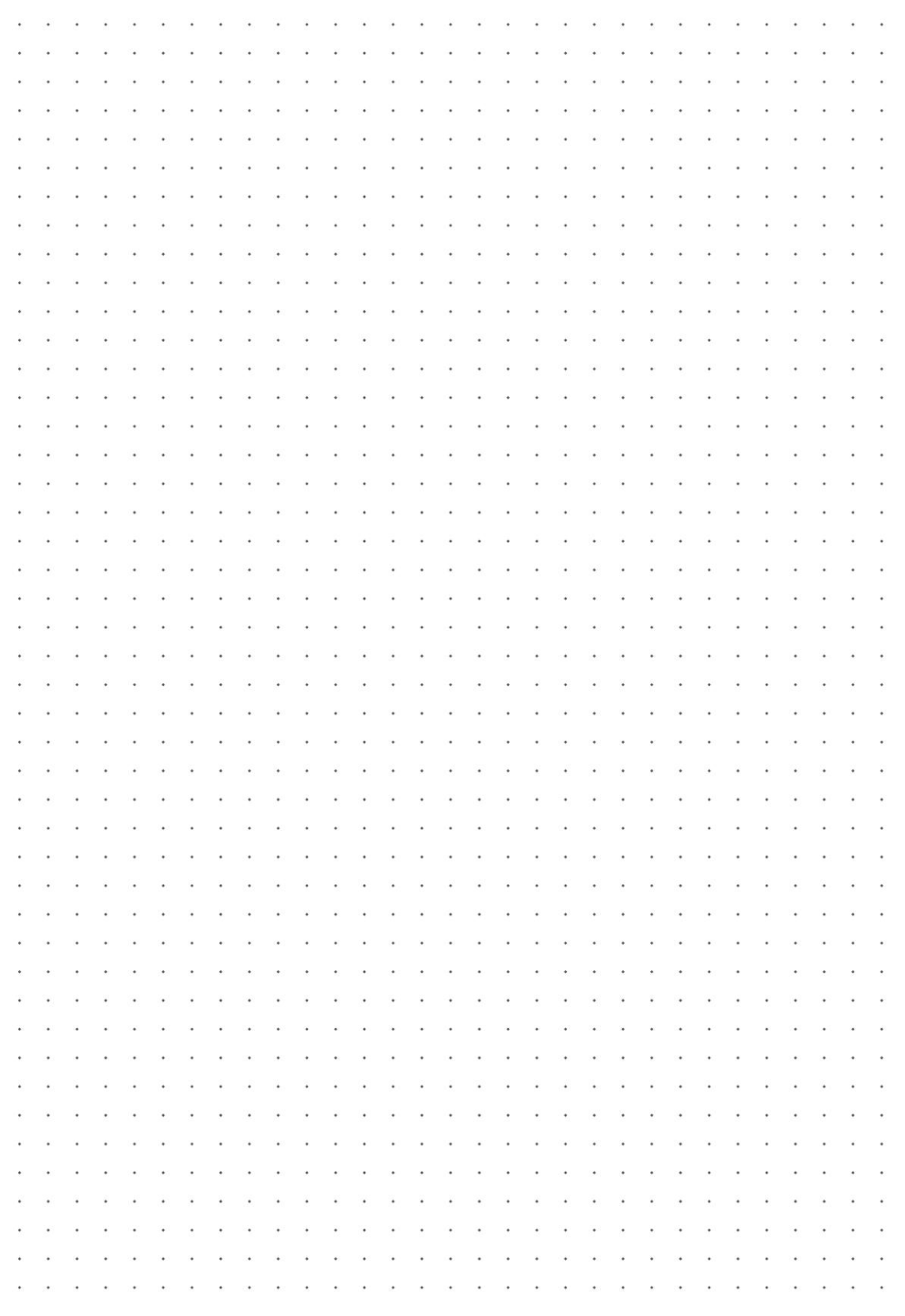
Aber hier treffen sich Akteurinnen und Akteure aus der Wirtschaft und Universitätsräte und -rätinnen, die die Universität zur verlängerten Werkbank für die Industrie und den Dienstleistungssektor machen wollen und ein Studierendenhabitus, der Studieren mit repetitivem Lernen verwechselt. Dass es in der Universität auch Kräfte gibt, die in diesem Sinne argumentieren, macht die Sache nicht besser. Und dass es sozial- und kulturwissenschaftliche Vorlesungen und Seminare gib, die mittels Multiple-Choice-Fragenbögen Wissen abprüfen, weiß ich. Um unserer Studierenden Willen sollten wir einen anderen Weg beibehalten.

Noch ein Punkt ist mir wichtig, der mich zur *dritten Hypothese* führt. Nämlich, dass es eine Praxis der Studierenden neben der Universität geben sollte. Ich vermisse dies allzu oft. Das hat teils mit den Studierenden zu tun, teils mit der veränderten Universität und den veränderten Studienbedingungen. Dennoch sollten wir noch viel häufiger darauf hinweisen, wie hilfreich und notwendig das ist. Denn

wer nicht neben dem Studium *sein Ding* macht, den oder die nicht eine Idee umtreibt, der oder die kann die Angebote der Universität nur bedingt nutzen. Die Universität ist eigentlich die biografische Station, an der sich die Studierenden vieles von dem abholen können, was sie für *ihr Ding* benötigen. Sei es als Journalistin, sei es als Kurator, sei es als Mediator etc.

Ohne ein solches *Ding*, ohne entsprechende *Versessenheit*, ohne eine Idee von etwas, was es zu erreichen oder zu bewegen gilt, ist die Universität nur halb so interessant. Für viele in meiner Studienzeit war unser *Ding* unter anderem auch die Idee, die gesellschaftliche Emanzipation (in einem umfassenden Sinn) voranzutreiben, ein Grund für unser Engagement im Studium. Nach 40 Jahren Neoliberalismus fehlt hierzu der Rückenwind der Geschichte, der nach 1968 gegeben war, aber das wird sich auch wieder ändern.

Wenn allerdings die am Studium Interessierten kommen und denken, beim Studium handele es sich um eine Ausbildung und vor allem fragen: „Was kann ich damit machen?“, bin ich oft geneigt zu sagen: „Nichts!“ Zumindest gemäß der Logik dieser Frage. Die Frage zeigt, hier ist jemand am falschen Ort. In der Universität erfahre ich, wie komplex die Welt ist und wie ich Begriffe angemessen nutze. Und das ist keineswegs nutzlos, sondern eine Form von Angewandtheit. Ich bin gegen *das Angewandte* in seiner – sagen wir mal – *naïven* Form. Ich plädiere vielmehr für eine selbstreflexive Angewandtheit, weil ich mir gar keine Theorie ohne Anwendung vorstellen kann.



Öffentliches Hearing: Museen in Gesellschaft

Birgit Johler: Museum und Öffentlichkeit – Das neue Volkskundemuseum in Graz

Nach nur 20 Monaten Vorbereitungszeit eröffnete das Grazer Volkskundemuseum am 9. April 2021 die semi-permanente Ausstellung *Wie es ist. Welten, Wandel, Perspektiven*.¹ Diese rückt in drei Ausstellungsmodulen Themen in den Mittelpunkt, die relevant sind für Menschen, die in einer europäischen Region wie der Steiermark leben. Gesellschaft wird dabei als in Veränderung verstanden: Mit dem Blick auf die Gegenwart hinterfragt die Ausstellung Bilder und Selbstbilder des Landes, beschäftigt sich damit, wie wir mit anderen leben wollen – gerade in Zeiten von Veränderungen (seien sie persönlich oder gesellschaftlich) –, sowie mit Menschen, ihren Lebenswelten und -erfahrungen vor dem Hintergrund von Veränderung, sozialem Wandel und auch Krise. Dabei wird immer auch zurückgeblickt: Wie haben sich bestimmte Bilder bzw. Selbstbilder in der Vergangenheit entwickelt und wer hat zu ihrer Veränderung beigetragen? Wie haben Menschen früher Veränderungen erfahren und versucht, sie zu bewältigen?

Von der Idee her zeichnet sich die neue Ausstellung des Volkskundemuseums durch Unabgeschlossenheit, Prozesshaftigkeit, auch Interdisziplinarität aus und stellt auf unterschiedlichen Ebenen Beziehungen zur Öffentlichkeit her. So konnten zahlreiche Leihgeber:innen gewonnen werden, ihre Objekte und Geschichten

1 Die Ausstellung im Volkskundemuseum war neben dem Museum für Geschichte (*Was war. Historische Räume und Landschaften*) und dem Kunsthaus Graz (*Was sein wird. Von der Zukunft zu den Zukünften*) Teil der *Steiermark Schau 2021*, www.steiermarkschau.at (20.10.2022).

in die Ausstellung zu integrieren und dadurch um ihre Perspektive zu erweitern. Zum anderen wurden co-kuratorische Formate begründet, bei welchen externe Forscher:innen bzw. Forscher:innenteams aus unterschiedlichen disziplinären Feldern (u. a. Geschichtswissenschaft, Bildungsforschung, Grafikdesign) sowie Institutionen (z. B. aus dem Bereich der Jugendarbeit) eingeladen wurden, Teile der Ausstellung zu erarbeiten und umzusetzen bzw. bei einzelnen Bereichen inhaltlich mitzuarbeiten. Das Team der Vermittlungsabteilung wurde bereits in einer frühen Arbeitsphase in die Konzeptarbeit involviert und vermittlerische Elemente in der Ausstellung wurden gemeinsam geplant.

Das Volkskundemuseum hat unter großem Zeit- und Erwartungsdruck und mit äußerst geringen Ressourcen neue Themen, neue Objekte und auch neue Mitwirkende in die Räume des Museums geholt, sie damit öffentlich gemacht und zugleich seine Öffentlichkeitsbeziehungen verändert. Dieses veränderte Beziehungsgewebe hatte und hat selbstredend Auswirkungen auf die Institution und ihre Umwelten sowie auf die Museumsarbeit selbst. Hierfür sei beispielhaft ein Thema skizziert, das in der Ausstellung im Modul *Meine Welt, deine Welt und wie kommen wir zusammen?*² in einer Vitrine aus der vorhergehenden Museumsära Platz gefunden hat: die Geschichte der Menschenrechte in der Steiermark nach 1945 und deren Entwicklung bis in die Gegenwart. Bislang nicht gezeigte Dokumente erzählen die Geschichte von Graz als Stadt der Menschenrechte neu. Tatsächlich beginnt diese Erzählung nicht erst 2001, als Graz die UNO-Menschenrechtserklärung unterzeichnete, sondern bereits kurz nach 1945, als Aktivist:innen der wiedergegründeten Liga für Menschenrechte die vormalige „Stadt der Volkserhebung“ in eine „Stadt der Menschenrechte“ verwandeln wollten. Durch das Veröffentlichen dieser Dokumente erinnert die Ausstellung an die bislang vergessenen Akteur:innen der Liga. Die Präsenz des Themas im Obergeschoß des Museums sensibilisiert auch für frühere

2 Dies ist eines der drei Module im Haupthaus, das seit der Eröffnung im Frühjahr 2021 bereits Erweiterungen erfahren hat – dies ist gewollt. Geplant ist, dass sich die Ausstellungsmodule alle 3–5 Jahre rundum erneuern, sofern die Ressourcen es erlauben. Auf diese Weise will sich das Museum nicht nur inhaltlich, sondern auch in seinem Tun und in seinen Austauschbeziehungen mit möglichst vielen Öffentlichkeiten weiterentwickeln.

Beziehungen des Hauses zu seiner Nachbarschaft: Aus dem Fenster blickend, sehen Besucher:innen auf das Gebäude vis-à-vis – auf die ehemalige Grazer Gestapo-Zentrale mit Gefängnis. Was konnten die Museumsangestellten damals sehen? Was haben sie dabei gedacht, wie auf das Gesehene reagiert?

Für die inhaltliche Ausgestaltung der Vitrine wurden Historiker:innen und Aktivist:innen eingeladen, Objekte und Geschichten von Menschenrechtsverletzungen bzw. von Engagement in Sachen Menschenrechte einzubringen. Die Präsenz dieser Geschichten und Akteur:innen haben unterschiedliche Reaktionen hervorgerufen. Sie reichen von Interesse und Befürwortung über Verwunderung bis hin zu kritischen Äußerungen. Wer oder welches Projekt wurde eingeladen, Teil der musealen Präsentation zu sein? Welches nicht und weshalb? Die in der Vitrine gezeigten Objekte und Dokumente evozieren also durch ihr Öffentlichwerden bei den Rezipient:innen zustimmende wie ablehnende Gemeinschaften.³ Im Sinne einer Reflexion der eigenen kuratorischen Praxis gibt es Überlegungen, Aktivist:innen einzuladen, an einem weiteren, veränderten Öffentlichwerden des Themas im Museum teilzunehmen bzw. auch an der Ausgestaltung des Formates selbst. Dabei werden Fragen an die Institution virulent: Was bedeutet Sorgetragen für das Menschenrechtsthema für das Museum selbst?

Die hier vorgestellten kuratorischen Praktiken sind, das sei betont, per se nicht zwingend neu. In ihrer Zusammenstellung sind sie jedoch neu für das Volkskundemuseum Graz und schaffen neue Verhältnisse für das Museum und seine Umwelten. Sie sind durch die Ausstellung in Bewegung geraten.

Matthias Beitzl: Sammeln = Kommunizieren

Kathrin Ecker bemerkt in ihrem Beitrag, dass die Sorgfalt bei der Bewahrung des kulturellen Erbes in Museen oftmals in den Hintergrund tritt, da die Produktion von Öffentlichkeit beispielsweise via Marketing und Programmstrategien im Vordergrund steht.

3 Zur Inspiration siehe Beatrice von Bismarck: *Das Kuratorische*. Leipzig 2020.

Es stimmt: Auf den Institutionen lastet ein gewisser Druck in Form ökonomischer Erfolgsparameter – wie die Anzahl vollzahlender Besucher:innen oder Flächenverwertung in Form von Vermietungen und Ähnlichem.

Dass die Sammlungspflege, oftmals geprägt von nach wie vor weitreichenden Digitalisierungsnotwendigkeiten und der Verbesserung der konservatorischen Bedingungen, ins Hintertreffen gerät, ist Fakt. Nicht zu vergessen ist dabei auch der entsprechende Personalaufwand, der sich nur schwer mit ökonomischen Rahmenbedingungen und Zielen vereinbaren lässt.

Es gibt also ein Problem zwischen dem *Backend* des Museums – den Sammlungen, Archiven, Bibliotheken – und dem *Frontend*⁴ – der Publikumsarbeit, dem Sales-Bereich.

Ich orte die Notwendigkeit, dass wir im Interesse des Museums als bewahrende und öffentliche Bildungsstätte durchaus auch aktivistisch über Sammlungen und ihre Bedürfnisse kommunizieren sollten. Wir tun das üblicherweise vermittels Ausstellungen, Publikationen und gelegentlich auch über Social-Media-Kanäle. Aber wir müssen die Kommunikation über das Potenzial von Objekten hin zu einer Öffentlichkeit intensivieren, mit dem Ziel, einen gesellschaftlichen Konsens über die Vorteile, die Sinnhaftigkeit und schließlich die Notwendigkeit der Bewahrung von Dingen zu stärken. Kulturpolitik als ein Teil gesellschaftlichen Handelns soll sich trauen, kommerzielle Ziele jenen der Erhaltung der Archive mit all den notwendigen Implikationen gleichzustellen oder gar das Verhältnis umzudrehen. Und diese Kulturpolitik muss offensichtlich von ihren Wähler:innen dazu ermächtigt werden. Das *Backend* muss zum *Frontend* werden.

Sammeln = Kommunizieren. Diese simple Gleichung ist wiederum eine Herausforderung für die Protagonist:innen in den zunächst nicht öffentlichen Arbeitsbereichen. Denn plötzlich stehen jene möglicherweise mit ihren Texten, Haltungen, Positionen im Vordergrund, die sich in ganz anders definierten Arbeitspraktiken wohler fühlen. Es stellt schon einen gewissen Paradigmenwechsel

4 Die Begriffe Frontend und Backend stammen aus der Softwareentwicklung. Das Frontend umfasst alles für den/die Benutzer:in sichtbare, das Backend umfasst jene Bereiche, die Nutzer:innen nicht sehen können.

dar, wenn beispielsweise Restaurator:innen Objekte zu Kommentatoren einer gesellschaftlichen Situation ernennen. Denn hier spricht das Archiv, die Gegenwart des Bewahrten, aus einer Zeit heraus für eine andere Zeit.

Stärken wir also unsere Archive, indem wir auf unterschiedlichste Art und Weise darüber sprechen – ein *Multi-Chanelling* installieren und dabei nachdenken, wie wir als Institutionen unseren Mitarbeiter:innen Raum schaffen, sich diesen erweiterten Anforderungen zu stellen. Es braucht dazu Handlungsräume, die Experiment, Lernen, Austausch und Reflexion zulassen, denn je lesbarer, spürbarer und unmittelbarer die Institution wird, desto transparenter und balancierter muss das *Backend* werden – gewissermaßen *Open Source Software*, um es mit *Business Speech* hier ein wenig zu weit zu treiben.

Die Kommunikation aus den Sammlungen heraus muss nicht durch Marketing oder PR-Abteilungen gefiltert sein, sie muss aus einer Haltung heraus argumentieren, die gemeinsam erarbeitet, individuell gelebt wird und in ihren Aussagen berührt und nachvollziehbar ist. Ich weiß, das klingt abstrakt und idealistisch, aber Museen sind Orte mit einer hohen Vertrauensbasis. Sie verfügen über unterschiedlichste Aspekte materieller und ideeller Kultur und sie sind reale Orte. Der schönste Gedanke ist der der Versammlung an diesen Orten.

Katrin Ecker und Thekla Weissengruber: Neue Wege in die Gesellschaft der OÖ Landes-Kultur GmbH

Möglichkeiten eines dezentralen, mobilen Museums

Mit der Umstrukturierung des OÖ Landesmuseums in die Landes-Kultur GmbH und die Übernahme der Geschäftsführung durch Alfred Weidinger im April 2020 wurden sowohl im Ausstellungswesen als auch in der Öffentlichkeitsarbeit des Hauses neue Wege beschritten. Marketingstrategische Aspekte und medienwirksame Inszenierungen stehen seither im Fokus. Thekla Weissengruber berichtete über die Umsetzung der Idee eines mobilen Museums in Form von Container-Ausstellungen, die ab Juni 2020 zu unterschiedlichen Themen an verschiedenen Standorten im Land Oberösterreich stattfanden. Sie stießen auf ein breites Publikum und großes Interesse – nicht zuletzt wohl wegen des freien Eintritts und niederschweligen Zugangs –, zugleich auf negative Kritik in der Presse.⁵ Kritik kam

auch aus regionalen Museumskreisen. Hier war von „Kultur-Kolonialismus“ und „Kultur-Missionierung“ die Rede. Die Art der Präsentation im Container wurde als herablassend bezeichnet.

Die mobile Weihnachtsausstellung 2020/21, auf die etwas näher eingegangen wurde, stellte ein Notprogramm dar, nachdem die geplante Weihnachtsausstellung aufgrund der Covid-19-Pandemie nicht stattfinden konnte. In insgesamt fünf Ausstellungscontainern wurden idyllische Stuben thematisch bespielt. Kinderaugen sollten, so die Idee des Geschäftsführers, beim Anblick der auratisch inszenierten Weihnachtsglückseligkeit glänzen, was tatsächlich auch gelang.

Sorge tragen für das Kulturerbe

Katrin Ecker wies selbstkritisch darauf hin, dass viele Museumsmitarbeiter:innen mittlerweile ökonomische und Marketing-Aspekte stark internalisiert haben und darüber oft vergessen wird, dass das, wofür Museen zentral Sorge zu tragen haben, das materielle Kulturerbe einer Region oder eines Landes ist. Die Finanzierung und Ressourcenausstattung für diese Aufgabe ist an vielen Häusern nicht ausreichend, weil Zuständigkeiten mitunter breit verteilt sind und diese Arbeit des Bewahrens weder große Besucher:innenzahlen noch große mediale Aufmerksamkeit generiert. Im Rahmen von Ausstellungen wird der Schutz der Objekte zugunsten der Attraktivität für die Besucher:innen zurückgestellt. Kooperationen mit Vereinen oder Forscher:innen müssen gegenüber der Kuratierung von großen Ausstellungen und Social-Media-Auftritten zurückstecken.

Das demokratische Museum

Daran anschließend stellte Katrin Ecker das Projekt *Das Demokratische Museum* vor, das im Frühjahr 2020 von drei Kunstvermittler:innen gestartet worden war. Hierfür wurden verschiedene Formate entwickelt, um einerseits Besucher:innen, andererseits alternative Kulturinstitutionen des oberösterreichischen Zentralraums in einen Dialog

- 5 Peter Grubmüller: Wenn eine kluge Plexiglasplatte über Oberösterreichs Kultur erzählt. In: Oberösterreichische Nachrichten, 17.6.2020; Dominika Meindl: Hologramme im Container, Auragaukelei im Hirn und Formate ohne Tabus. Ein Gespräch mit Alfred Weidinger. In: Visit Linz, 15.5.2020, <https://www.visitlinz.at/kunst-kultur/gespraech-mit-alfred-weidinger> (20.10.2022).

mit dem Oberösterreichischen Landesmuseum zu bringen. Dass letztlich in diesen Formaten keine tatsächliche Partizipation des Publikums ermöglicht wird, hängt vermutlich auch damit zusammen, kamen die Projektbetreiber:innen zum Schluss, dass eine Organisation im Inneren demokratisch sein muss, bevor sie eine demokratische Beteiligung auch für von außen kommende Besucher:innen zulassen kann.

Katrin Ecker stellte abschließend zur Diskussion, inwieweit das Museum seine Deutungsmacht aufgeben kann und will und ob jede:r ungefiltert im Museum seine oder ihre Meinung öffentlich machen können soll. Birgit Johler meinte dazu, dass neue Kompetenzen nötig seien, um mit dieser Vielfalt an Meinungen umzugehen. Susanne Wernsing wies darauf hin, dass es wichtig sei, selbstreflexiv darüber nachzudenken, wer mit „Museum für alle“ gemeint ist und wer damit ausgeschlossen wird. Zur Frage nach den Bedürfnissen des Publikums berichtete Thekla Weissengruber über eine Reaktion auf die erwähnte mobile Weihnachtsausstellung in Linz. Eines Tages wies ein auf einem der Ausstellungscontainer angebrachtes Plakat „Hier entsteht ein Tiny House für Obdachlose“ auf die Problematik von Obdachlosigkeit in Zeiten der Pandemie hin. Man könnte dies als Kritik an der relativ teuren Containerausstellung verstehen, die zwar so manche Bedürfnisse des Publikums traf, eine Beteiligung der lokalen Bevölkerung – in welcher Form auch immer – jedoch nicht vorgesehen hatte. Schließlich betonte Weissengruber, dass durch die Umstrukturierung und starke Hierarchisierung der Landes-Kultur GmbH die Gestaltungsmöglichkeiten der Sammlungsleiterinnen im Sinne des Öffentlichmachens insgesamt schwinden.

Karl C. Berger: Zwei Praxisbeispiele aus dem Tiroler Volkskunstmuseum

Wesentliche Facetten der Wahrnehmung Innsbrucks sind durch die Bedürfnisse des Tourismus bestimmt: Berglandschaft, Sportmöglichkeiten und die Aussicht auf alpine Abenteuer führen laut Tirol-Werbung zur „[b]este[n] Verbindung aus Natur, Bewegung und Bergerlebnis weltweit“⁶. In dem 2021 präsentierten Strategie-

6 Land Tirol, Tirol-Werbung u. a. (Hg.): Der Tiroler Weg. Perspektiven für eine verantwortungsvolle Tourismusedwicklung. Innsbruck 2021, S. 17.

papier der Tourismuswerbung spielen Museen als öffentliche Orte keine Rolle, das Wort „Museum“ wird im ganzen Dokument nicht erwähnt – eine Situation, die zum Teil auch selbstverschuldet ist. Nicht immer haben sich die Tiroler und Innsbrucker Museen als das verstanden, was sie sein sollten: als öffentliche Orte mit gesellschaftspolitischer Relevanz.

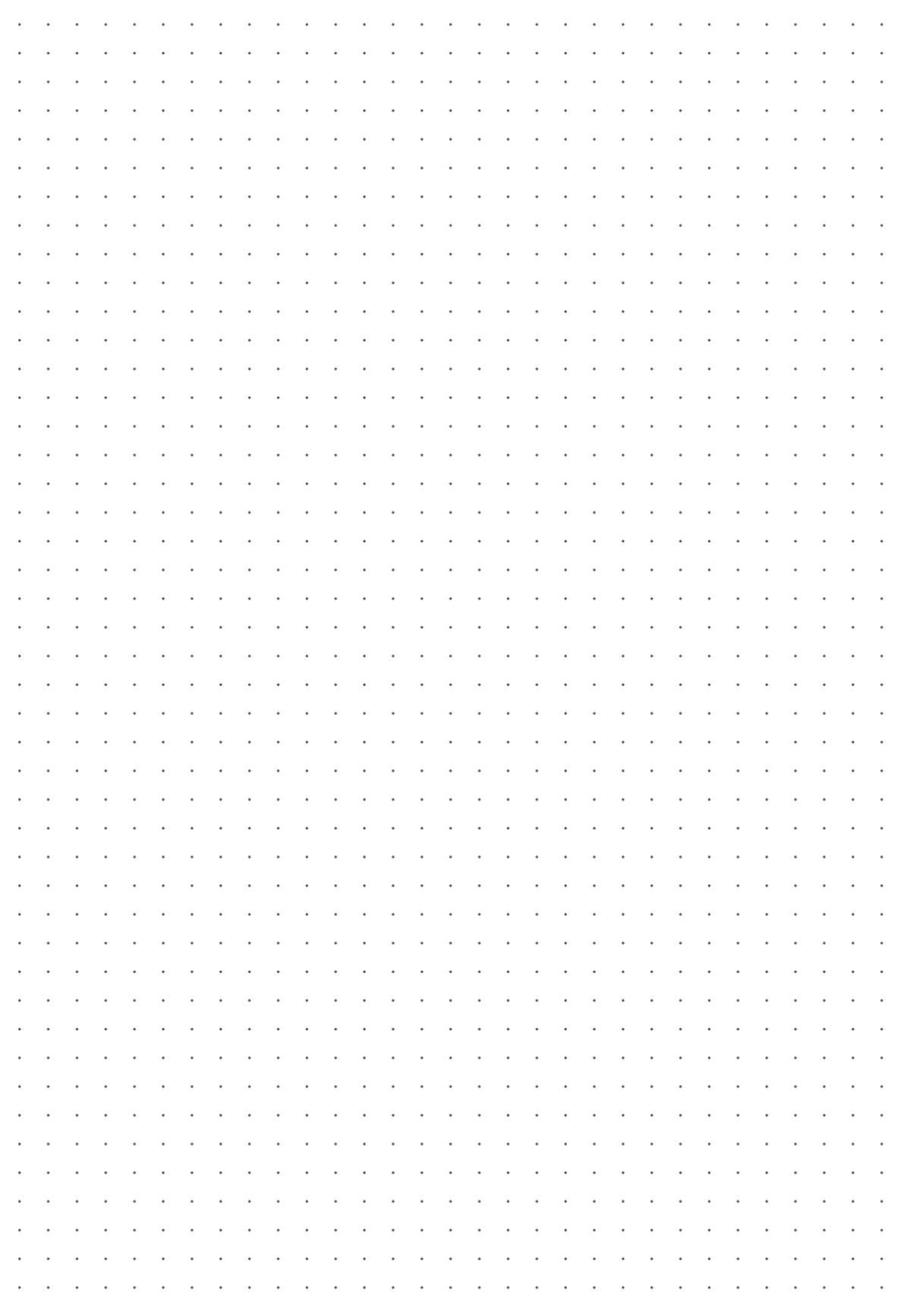
Die 2019 durch die Stadt Innsbruck organisierten *Anrainergespräche Angerzellgasse* boten Gelegenheit, die damit verbundene Verantwortung wahrzunehmen. Die Angerzellgasse ist eine wenig beachtete Querstraße im Zentrum Innsbrucks. Ihr nördlicher Teil wird durch die Seitenfassaden des Tiroler Volkskunstmuseums und der theologischen Fakultät sowie durch die Volksschule Innere Stadt gebildet. In ihrem Nahbereich liegen zahlreiche Freiflächen, die zwar in öffentlichem Eigentum stehen, aber bislang nicht öffentlich zu nutzen waren. Aus dem Bürgerbeteiligungsprozess entwickelten sich zwei Projekte. Die Stadt Innsbruck erweiterte einen schmalen und heruntergekommenen Durchgang im Oktober 2020 zum *Angerzellgarten*, indem Teile des Gartens der theologischen Fakultät der Stadtbevölkerung zur Verfügung gestellt wurden.⁷ Das zweite Vorhaben wurde in Kooperation zwischen der Abteilung Besucherkommunikation der Tiroler Landesmuseen (Katharina Walter und Laura Manfredi) und der Volksschule Innere Stadt (Johanna Kollreider) umgesetzt. Unter dem Motto „Hallo Nachbar*in!“ sollten die Volksschulkinder mehr von ihren Nachbarn – dem Volkskunstmuseum, der Theologischen Fakultät, dem Akademischen Gymnasium und dem Veranstaltungszentrum Treibhaus – erfahren: Was spielt sich hinter den Fassaden dieser Häuser ab und wer lebt und arbeitet dort? Das Kennenlernen setzte das Schulprojekt *Mittendrin* fort, das von einigen Schüler*innen mit der Kunst- und Architekturschule bildung erarbeitet wurde. Das Ergebnis dieser Kollaboration ist ein Stadtmodell der Vision einer idealen Nachbarschaft. Corona-bedingt mussten die gegenseitigen nachbarschaftlichen Besuche durch Briefwechsel

7 Georg Hermann: Eine grüne Oase im Hinterhof des Zentrums. In: Stadtblatt Innsbruck, 22.2.2021, https://www.meinbezirk.at/innsbruck/c-lokales/eine-gruene-oase-im-hinterhof-des-zentrums_a5023204 (2.5.2022). Der *Angerzellgarten* wird seit 17.11.2022 offiziell *Univ.-Prof.in Dr.in Herlinde Pissarek-Hudelist-Platz* genannt.

ersetzt werden. Immerhin eröffnete das die Gelegenheit, konzentriert auf die Eindrücke und Assoziationen der Kinder einzugehen. Dabei wurde den Kindern eine Deutungshoheit zugestanden – so sollten sie Verantwortung für ihre Umwelt und für den sie umgebenden öffentlichen Raum übernehmen. Die in den Briefen, Collagen und Zeichnungen artikulierten Ideen, Wünsche und Konflikte wurden Basis einer Open-Air-Installation. Diese wurde im Herbst 2022 an den Fassaden der Schule und der Nachbargebäude rund um den Angerzellgarten präsentiert. Die Schulkinder und ihre Bedürfnisse waren zu einem sichtbaren und ernstgenommenen Teil des städtischen Bürgerbeteiligungsprozesses geworden.

Die Frage nach Repräsentation und Sichtbarkeit im Museum und in der Stadt führte bereits einige Jahre zuvor zu einer mehrjährigen und bis heute andauernden Auseinandersetzung mit der Migrationsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Gemeinsam mit dem Zentrum für MigrantInnen in Tirol (ZeMiT) wurde 2017 im Tiroler Volkskunstmuseum die Ausstellung *Hier zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol* eröffnet. Als Fortführung des Projekts wandelte sich im Jänner 2018 das Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum zu einem experimentellen Verweil- und Begegnungsort. Im Zuge dieses *Forum Migration* wurden mit zahlreichen Kooperationspartnern – insgesamt waren 156 Personen beteiligt – in einem Monat über 60 Veranstaltungen ausgerichtet. Dazu zählten Theateraufführungen und Erzählcafés, Kunstperformances und Filmabende, Konzerte und Lesungen, eine Modeschau, Führungen, Podiumsdiskussionen und Workshops, die sich mit dem Museum, seinen Aufgaben und Arten der Präsentation auseinandersetzten.⁸ Migrantische Kulturvereine und Bevölkerungsgruppen, die in den musealen Erzählungen häufig übergangen werden, erhielten so Möglichkeiten, sich zu präsentieren. Bei freiem Eintritt und ohne Konsumzwang wandelte sich das Ferdinandeum so von einem elitären Kunsttempel – immerhin kurzzeitig – zu einem gesellschaftspolitischen Akteur.

8 Tiroler Landesmuseen (Hg.): *Forum Migration. Ein neues Museumsformat* (=Studio-Hefte, 35). Innsbruck 2018.



Autor*innenverzeichnis

Nina Aichberger, MA

Studium der Europäischen Ethnologie an der Universität Wien und Universität Hamburg; seit 2015 im Gedenkbereich aktiv (Kollektiv un-gefragt.com); seit 2017 Gründerin und Vorstand des kontexte. Netzwerks zur Förderung von Kultur- und Sozialwissenschaftler*innen; ab 2016 beruflicher Schwerpunkt auf EU und Soziales – seit 2018 im Suchtbereich nina.aichberger@gmail.com

Amalia Barboza, Dr. phil.

Sozial-Kulturwissenschaftlerin und Künstlerin; seit 2019 Professorin für künstlerische Forschung an der Kunstuniversität Linz; 1990–1995 Studium der Soziologie in Madrid und Konstanz; 1998–2003 Studium der bildenden Künste an der HfBK Dresden; 2002 Promotion an der TU Dresden; 2005–2012 wiss. Mitarbeiterin im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften an der Goethe-Universität Frankfurt; 2013–2019 Juniorprofessur für Theorien und Methoden der Kulturwissenschaften an der Universität des Saarlandes

Franziska Becker, Dr. phil.

Ethnologin, Kulturwissenschaftlerin und Mediatorin; von 1992 bis 2005 wissenschaftliche Mitarbeiterin für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin und der Philipps-Universität Marburg; seit 2006 selbstständig tätig; Schwerpunkte: ethnographisch basierte Konfliktforschung, Konfliktmanagement/ Gemeinwesenmediation bei Großgruppenkonflikten im öffentlichen Raum, ethnologische Sozialraumanalysen, kommunale Beratung in der sozialen Stadtentwicklung unter anderem in Berlin becker@ethnologie-mediation.de

Matthias Beitzl, Dr. phil.

Studium der Volkskunde /Europäische Ethnologie an der Universität Wien; Exportausbildung an der Wirtschaftsuniversität Wien; seit 1997 kuratorisch im Museumsbereich tätig; 2010–2017 Kulturprojekte im unternehmerischen Bereich; ab 2014 Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde; 2007–2013 Mitglied des Vorstandes von ICME (International Committee for Museums of Ethnography); seit 2014 Vizepräsident Museumsbund Österreich; matthias.beitzl@volkskundemuseum.at

Sarah Bergbauer, BA MA

Studium der Empirischen Kulturwissenschaft und Europäischen Ethnologie an der LMU München und der Universität Wien; gefördert durch die Studienstiftung des Deutschen Volkes; seit 2023 tätig bei der Stadt Wien sarah.bergbauer@gmx.at

Andrea Berger, Mag. phil. MA

Studium der Kommunikationswissenschaften sowie Zeitgeschichte und Medien an der Universität Wien, mMasterarbeit zur Repräsentation von NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut, Provenienzforschung und Restitution durch die österreichischen Bundesmuseen; seit 2019 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Kuratorin im Technischen Museum Wien andrea.berger@tmw.at

Karl C. Berger, Dr. Mag.

Studium der Volkskunde und Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck; 2001–2008 Vertragsassistent an der Universität Innsbruck; seit 2008 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Tiroler Volkskunstmuseum; 2015–2022 Leitung des

Tiroler Volkskunstmuseums; 2022–2023 Direktor der Tiroler Landesmuseen; seit 2022 Jurymitglied des Österreichischen Museumsgütesiegels

k.berger@tiroler-landesmuseen.at

Katrin Ecker, Dipl.-Ing, MA

Studium der Landschaftsplanung und -pflege an der Universität für Bodenkultur, Wien sowie der Europäischen Ethnologie an der Universität Wien; seit 2013 in verschiedenen Museen als Ausstellungskuratorin und in den Sammlungen tätig; seit 2022 Projektleiterin in der Abteilung Ausstellungsorganisation am Technischen Museum Wien

katrin.ecker@ooelkg.at

katrin.ecker@aka77.at

Christian Elster, Dr. phil

Studium der Europäischen Ethnologie in Freiburg, München; Stipendiat im Graduiertenkolleg „Kunst und Technik“ Hamburg; 2018 Promotion am ISEK, Universität Zürich; seit 2019 Postdoc am Institut für Europäische Ethnologie, Wien

christian.elster@univie.ac.at

Alexa Färber, Dr. phil

Professorin am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien; Studium der Europäischen Ethnologie und Islamwissenschaft in Hamburg, Toulouse und Berlin; Forschungsschwerpunkte: Kulturwissenschaftliche Stadtforschung, Wissensanthropologie und audio-visuelle Forschung; Mitherausgeberin der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde; Redaktionsmitglied der Zeitschrift für Kulturwissenschaften; betreibt den Blog

www.talkingphotobooks.net

alex.a.farber@univie.ac.at

Barbara Frischling, Mag. phil. MA

Studium der Europäischen Ethnologie und Musikologie in Graz; Doktorandin am Grazer Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie (2015–2019 Anstellung als Universitätsassistentin praedoc); seit 2020 in Karenz und

freiberufliche Tätigkeit als Lehrbeauftragte, sowie 2020/21 wissenschaftliche Begleitung des Ausstellungsprojekts „be connected“ der „STEIERMARK SCHAU“ im Volkskundemuseum Graz; seit 2016 Mitherausgeberin der Zeitschrift „kuckuck. Notizen zur Alltagskultur“; 2016–2020 Sprecherin der DGEKW-Kommission „Digitale Anthropologie“

barbara.frischling@edu.uni-graz.at

Sabine Imeri, Dr.

Studium der Europäischen Ethnologie und der Neueren Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin; bis 2014 dort wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Europäische Ethnologie; seit 2016 als wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Fachinformationsdienst (FID) Sozial- und Kulturanthropologie an der HU Berlin vor allem für den Bereich Forschungsdatenmanagement zuständig

sabine.imeri.1@ub.hu-berlin.de

Birgit Johler, Dr. phil.

Studium der Europäischen Ethnologie an der Universität Wien; Kuratorin u. a. für das Jüdische Museum Wien, Volkskundemuseum Wien, Frauenmuseum Hittisau, Haus der Geschichte Österreich; Kuratorin im Team für die österreichische Ausstellung im Staatlichen Museum Auschwitz Birkenau; ab 2019 Kuratorin im Volkskundemuseum, Universalmuseum Joanneum; externe Lehrende an österreichischen Universitätsinstituten; seit 2021 Gastkuratorin am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Universität Münster; u. a. stellvertretende Vorsitzende der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde und Mitglied im internationalen Museumsnetzwerk Making Museums Matter

birgit.johler@museum-joanneum.at

Kerstin Klenke, Dr. phil.

Studium der Musikwissenschaft, Ethnologie und Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft an den Universitäten Köln und

Wien; Promotion in Musikethnologie an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover; Forschungsschwerpunkt Zentralasien & Kaukasus; bis 2019 Forschung, Lehre und Wissenschaftsmanagement im universitären Kontext in D und A; seit 2019 Leiterin des Phonogrammarchivs der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
kerstin.klenke@oeaw.ac.at

Marcel LaFlamme, Dr. phil.
Studium der Anthropologie und Promotion an der Rice University; Postdoc am LBG Open Innovation in Science Center in Wien; seit 2021 Open Research Manager bei der Public Library of Science (PLOS); seit 2022 Mitglied Publishing Futures Committee der American Anthropological Association
mlaflamme@gmail.com

Roland Wolfgang Peball, MA
Studium der Angewandten Kulturwissenschaft an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt; ebendort am Institut für Kulturanalyse von 2017 bis 2020 Tutor, Studienassistent und wissenschaftlicher Mitarbeiter im FWF-Projekt „Performing Reality – Dis- und Re-Artikulation des Dispositivs Kärnten/Koroška“; sowie seit 2020 Universitätsassistent (prae doc)
roland.peball@aau.at

Claudia Peschel-Wacha, Dr. phil.
Studium der Volkskunde und Kunstgeschichte an der Universität Wien; seit 1992 kuratorisch im Museumsbereich tätig; seit 2004 ständige Mitarbeiterin des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien; seit 2010 Leitung von EU-Projekten; seit 2013 stellv. Direktorin; zertifizierte Kulturvermittlerin; 2000–2008 Präsidentin des österreichischen Verbands der KulturvermittlerInnen im Museums- und Ausstellungswesen; 2007–2015 National Correspondent von ICOM/CECA
claudia.peschel-wacha@volkskundemuseum.at

Katrin Prankl, MA MA
Studium der Europäischen Ethnologie an der Universität Wien und /ecm Masterlehrgang für Ausstellungstheorie und -praxis an der Universität für Angewandte Kunst Wien; seit 2014 Kulturvermittlerin am Volkskundemuseum Wien; selbständige Tanzpädagogin

Magdalena Puchberger, Mag.ª
Studium der Europäischen Ethnologie und Geschichte in Wien; wissenschaftliche und kuratorische Mitarbeiterin am Volkskundemuseum Wien; Redakteurin der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde
magdalena.puchberger@volkskundemuseum.at

Katharina Richter-Kovarik, Mag. phil.
Studium der Europäischen Ethnologie an der Universität Wien; Akademisch geprüfte Übersetzerin (Spanisch/Tschechisch); seit 1998 im Bereich der Kulturvermittlung für das Österreichische Museum für Volkskunde tätig; seit 2005 Erwachsenenbildnerin an der Volkshochschule Wien; seit 2010 im Rahmen von EU-Projekten auch für die Kommunikation zwischen slowakischen Projektpartnern und dem Volkskundemuseum zuständig
kulturvermittlung@volkskundemuseum.at

Martina Röthli, PhD
Studium der Europäische Ethnologie und Promotion an der Universität Innsbruck; Habilitations-Stipendiatin der Philosophischen Fakultät der CAU Kiel (Professorinnenprogramm III von Bund und Ländern) und Leiterin des DFG-Projekts „Geschlechterwissen: Vermittlungsebenen und ihre Akteur*innen“ am Kieler Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde; Forschungsschwerpunkte: Tourismusforschung, Diskurs- und Dispositivforschung, Subjektivierung, Geschlechterforschung
roethli@volkskunde.uni-kiel.de

Klaus Schönberger, Prof. Dr.

2009–2014 Dozentur für Theorie an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK); seit 2015 Professor für Kulturanthropologie an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt/Celovec; seit 2019 Vorsitzender der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde (ÖGEKW); Forschungsprojekte zur Kulturwissenschaftlichen Technikforschung (Handyfilme, Kopfhörer im öffentlichen Raum); 2016–2019: EU-Horizon 2020-Projekt TRACES – Transmitting Contentious Cultural Heritages with the Arts; weitere Forschungsschwerpunkte: Kulturanalyse von regionalen Erinnerungskultur/en, Transkulturalität (seit 2023: österreichisch-slowenisches FWF-ARRS-Forschungsprojekt „Discourses and Practices of the In-Between in the Alpine-Adriatic Region“); Wandel der Arbeit und Alltag und Digitalität
klaus.schoenberger@aau.at

Gerhard Schönhofer, Dr. phil.

Studium der Ethnologie, Soziologie und visuellen Anthropologie an den Universitäten Heidelberg, Leiden (Niederlande) und München; Promotion an der KU Eichstätt-Ingolstadt in Europäischer Ethnologie; 2019–2020 Sprecher des wissenschaftlichen Nachwuchs im „Netzwerk für Migrations- und Fluchtforschung Bayern“ (NeMiF); seit 2021 im BMBF-geförderten Wissenstransfer-Projekt „Mensch in Bewegung“ an der KU Eichstätt-Ingolstadt tätig, u. a. als Koordinator des Themenjahres „Wir bewegen Zukunft“; ab 2023 Wechsel an die Technische Hochschule Ingolstadt als Wissenschaftlicher Projektkoordinator für den Transferraum Zukunft am Bayerischen Foresight Institut
gerhard.schoenhofer@gmail.com

Alexandra Schwell, Dr. phil.

Professorin für Empirische Kulturwissenschaft an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt/Celovec; Studium der Europäischen Ethnologie, Soziologie und Politikwissenschaft in Berlin und Poznań;

2018–2022 Vorsitzende des Anthropology of Security Network in der European Association of Social Anthropologists (EASA); seit 2021 Herausgeberin der „Ethnologia Europaea – Journal of European Ethnology“ (mit Laura Stark, Universität Jyväskylä)
alexandra.schwell@aau.at

Nina Szogs, Dr.ⁱⁿ phil.

Studium der Europäischen Ethnologie/ Kulturwissenschaft an der Philipps-Universität Marburg und der Staatlichen Universität Kasan; Promotionsforschung in einem europäischen Projekt an der Universität Wien zu „Football Fandom and Migration“; Tätigkeiten bei NGOs im Migrations- und Menschenrechtsbereich; kuratorische Tätigkeiten für Museen und Künstler:innen in Österreich und Deutschland; seit 2021 Kuratorin für Diversität und neue Vermittlungsformate im Museum der Arbeit in Hamburg
nina.szogs@mda.shmh.de

Barbara Thériault, Prof. Dr.

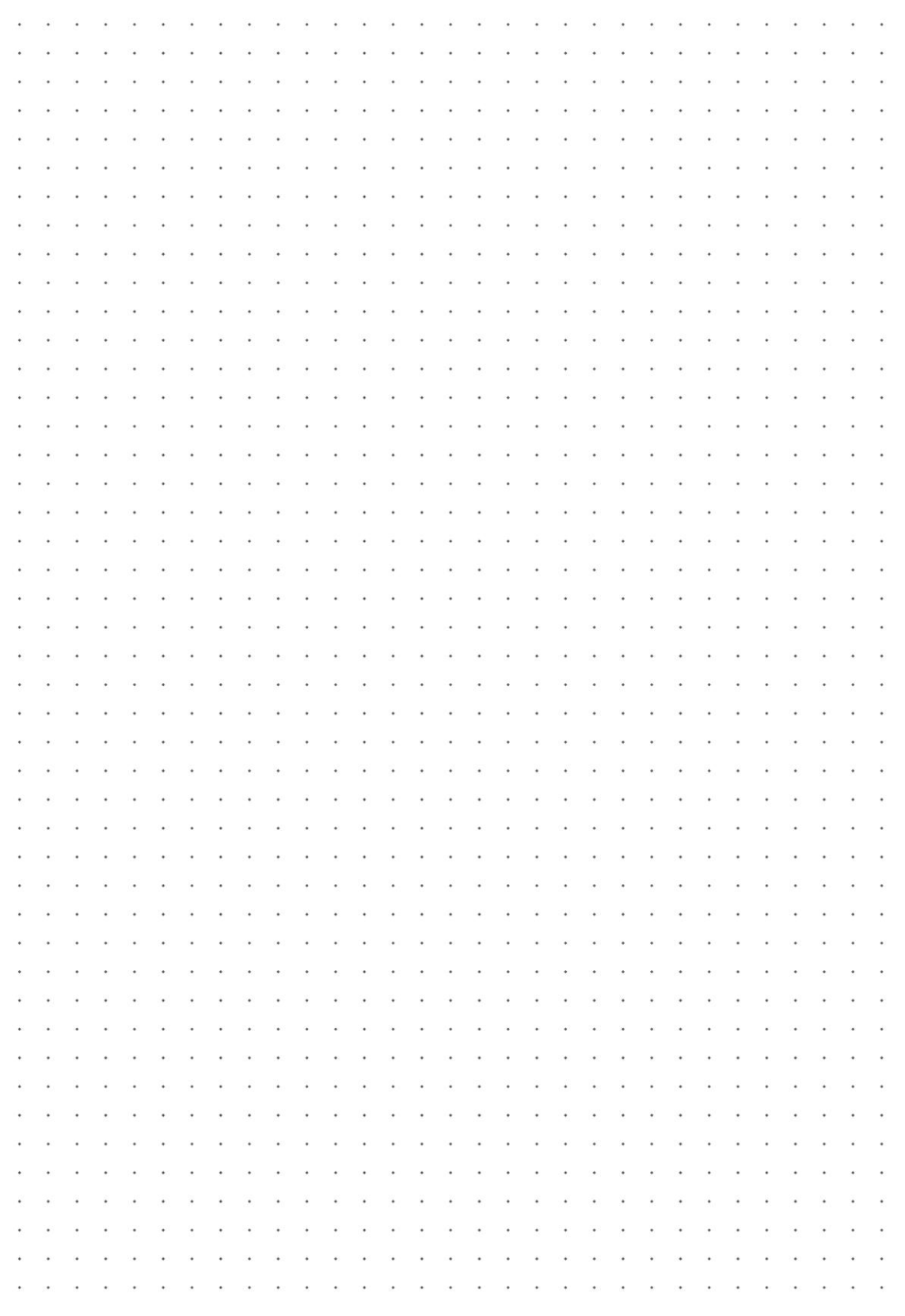
in Deutschland ausgebildete kanadische Soziologin; Promotion in Erfurt, Habilitation in Frankfurt/Oder; Professorin an der Université de Montréal; Journalistin und Übersetzerin von Feuilletons und Miniaturen vom Deutschen ins Französische; Mitherausgeberin von „Soggi. Le magazine de sociologie“; ehemalige Stadtschreiberin Lembergs, Stadtschreiberin Halle und Friseurin
barbara.theriault@umontreal.ca

Anna Weichselbraun, PhD

Studium der Sozial- und Kulturwissenschaften an der New York University und École des Hautes Études en Sciences Sociales; 2016 Promotion an der University of Chicago in Anthropologie; 2016–2018 Nuclear Security Postdoctoral Fellow an der Stanford University; seit 2018 Postdoc am Institut für Europäische Ethnologie, Wien; 2022–2023 USC-Berggruen Institute Fellow, Los Angeles
anna.weichselbraun@univie.ac.at

Thekla Weissengruber, MA Dr.ⁱⁿ

Studium der Volkskunde / Europäischen Ethnologie an den Universitäten Augsburg und Wien; Promotion 2001 zur Entwicklung der Trachtenbranche in Österreich; Ausstellungskuratorin, Referentin und Autorin u. a. zu den Themen Tracht und Mode; seit 1989 als Kuratorin im Museumsbereich an verschiedenen Institutionen tätig; ab 2001 am Oberösterreichischen Landesmuseum Linz (ÖÖ Landes-Kultur GmbH) verantwortlich für die Sammlung Textil; seit 2018 Sammlungsleiterin der Abteilung Volkskunde und Alltagskultur
thekla.weissengruber@ooelkg.at



Kulturwissenschaftler*innen gestalten Gesellschaft. Sie greifen problematisierend in Debatten und Praxisfelder ein, um Inhalte zu verstärken, zu verschieben, alternative Positionen zu ermöglichen. Kurz: Kulturwissenschaftliches Arbeiten bedeutet häufig Einwenden, Eingreifen, Anwenden.

Für welche Anliegen wird dabei wie Sorge getragen? Welche Formate von Öffentlichkeiten entstehen? Damit beschäftigen sich die Beiträge in diesem Buch, die auf die Tagung „Problematisieren und Sorgetragen. Kulturanalytische Konzept von Öffentlichkeit und Arbeitsweisen des Öffentlich-machens“ im Volkskundemuseum Wien 2021 zurück gehen.

Autor*innen: Nina Aichberger, Amalia Barboza, Franziska Becker, Matthias Beitzl, Sarah Bergbauer, Andrea Berger, Karl C. Berger, Katrin Ecker, Christian Elster, Alexa Färber, Barbara Frischling, Sabine Imeri, Birgit Johler, Kerstin Klenke, Marcel LaFlamme, Roland Wolfgang Peball, Claudia Peschel-Wacha, Katrin Prankl, Magdalena Puchberger, Katharina Richter-Kovarik, Martina Röthl, Klaus Schönberger, Gerhard Schönhofer, Alexandra Schwell, Nina Szogs, Barbara Thériault, Anna Weichselbraun, Thekla Weissengruber

**Buchreihe der Österreichischen
Zeitschrift für Volkskunde, Band 30
ISBN 978-3-900358-36-5**